



Berlin, den 6. Juni 1905.

## Döberitz.

Montag.

Wie mag es hier wohl ausgesehen haben, als der vierzigjährige König Fritz von Potsdam her mit seinen Kerlen ins Lager rückte? Der märkische Boden hat sich ja nicht verändert. Tausendschönchen und Klee, Bittergras und Elfengebüsch, gelbe Ranunkel und rothen Ampfer gabs auch damals gewiß schon im Osthavelland, wenn der Lenz über Sumpf und Luch den bunten Maiteppich gespreitet hatte. Sonst aber . . . 1753. Acht Jahre nach Hohenfriedberg, sechs nach dem Ende des österreichischen Erbfolgekrieges. Friedenszeit, so zu sagen. Doch der Sohn des Soldatenkönigs traute dem Frieden nicht. Er hatte Schlesien und Glatz erobert; zum zweiten Male schon. Man würde es ihm nicht lassen. Himmel und Hölle würden Maria Theresia und ihr Wenzel Kaunitz aufbieten, aus ganz Europa die Hunde zusammenhezen, um dem verhassten Brandenburger die reiche Beute bald wieder abzujagen. Das wußte er. Und von Diplomatenkniffen hoffte er kein Heil. Verhandlungen ohne Waffen, schrieb er, sind wie Notizen ohne Instrumente. Auf das Instrument kam es an: wer das beste hatte, konnte auf die Hilfe des lieben Herrgottes rechnen, der immer zu den stärksten Bataillonen hält. Weiterdrillen also, weitermandviren, — und wenn den Raders die Zunge aus dem Hals hängt. Ist nun mal nicht anders. Der Grundgedanke der allgemeinen Wehrpflicht, den Machiavelli und Spinoza der europäischen Menschheit nicht einzuhämmern vermocht hatten, war seit zwanzig Jahren in Preußen sacht durchgedrungen. Jeder Unterthan, hatte Friedrich Wilhelm gesagt, ist für die

Waffen geboren; auf diesen kriegerisch klingenden Satz war das Kantonreglement von 1733 gebaut. Erreichen konnte schon der Vater den Idealzustand nicht und der Sohn war froh, wenn ihm die Werber Ausländer zutrieben. Seine Preußen brauchte er zur Hebung des Landes, fürs sieche Gewerbe; und er sagte deshalb fast niemals Nein, wenn die bürgerlichen Behörden einen Einzelnen, eine Gruppe, einen ganzen Stand vor der rothen Kantonistenhalsbinde retten wollten. Auch mit Fremden mußte die Sache zu machen sein. Aus Landstreckten ein unüberwindliches Heer schaffen: Das gerade war der Witz, der ihn reizte. Einerlei, woher die Kerle kamen, wie sie aussahen, was sie etwa schon auf dem Kerbholz hatten, welchen Rock sie in Reihe und Glied trugen. Wasserscheu durften sie sein, dreckig, läderlich, wie „Grasteufel“ in zerklüfteten Ritteln herumhüpfen: wenn sie nur ihre Schuldigkeit thaten. Die wurde ihnen auf dem potsdamer Exerzirplatz und in der moderauer Haide eingebläut. So hat nie vorher, nie nachher ein König mit seinen Truppen manövriert. Da hatte die Schaulust nichts zu ergaffen. Alles war höllisch ernst. Da gab's keine Kleinigkeiten; immer wieder ward den Offizieren eingeschärft, auf das Detail zu achten, das ruhmlos scheint und doch „auch seinen Ruhm hat“. Und wenn in Plagexerzitionen und Felddienst bis zur Erschlaffung geschuftet war und die Mannschaft im Sigen auf der Pritsche einschlieft, nahm der König, ohne sich erst umzusehen, einen Bogen und schrieb eine Abhandlung über ein militärisches Thema, das der Dienst des Tages ihm vors innere Auge gedrängt hatte. Der schwächige Mann forderte nie von Anderen, was er selbst nicht dreifach geleistet hatte; und seine Nervenkraft schien unerschöpflich.

1753. Die Werke des Philosophen von Sanssouci und die Mémoires de Brandebourg waren schon veröffentlicht. Hagedorn brachte just die vermehrte Ausgabe seiner Moralischen Gedichte auf den Markt, die ersten Bände der „Schriften“ Lessings erschienen, aber Gottsched saß unerschüttert noch auf seinem Thronchen. Friedrich hatte eben mit Voltaire gebrochen. Wegen der Diatribe du docteur Akakia, die gegen Maupertuis gerichtet war; aber auch wegen mancher pariser Pamphlete, für deren Verfasser oder Inspirator der König den schlimmen Freund hielt. Wer hier, im Osthavelland, Frigens Briefe aus dem Jahr 1753 liest, kann nachdenklich werden. Dieser Marquis de Brandebourg hatte auch drei Aslanten im Kopf; vielleicht mehr: an allgemeiner Bildung konnte Bonaparte es mit ihm nicht aufnehmen. Tausend bunte Dinge drückten sich in dieses Hirn ein, das von persönlichsten Sorgen doch überlastet sein mußte. An George Keith, Lord Marischal schrieb er gegen den Luxus, in dem er den Todfeind alles militärischen

Wesens, die Wurzel alles Uebels sah. „Zwölfstausend Pfund Chokolade und zwanzigtausend Pfund Zucker haben die Sachsen für ihr Lager eingekauft. Ich glaube, wenn der Großmogul alle mongolischen Papageien ein Lager beziehen ließe, brauchte er nicht mehr Futter für sein Geflügellager.“ An dem selben Maitag über die Vorgänge im französischen Parlament: „Als Philosoph und Keger liebe ich die Prierster nicht und wünsche von Herzen, daß ihnen der Mund gestopft und die hochmüthige Begierbe ausgetrieben wird, die Herrschaft der Inquisition in Frankreich einzuführen.“ Im August über Voltaire: „Ich verzeihe ihm seine Bosheiten und Gemeinheiten, seine Schmähschriften und Verleumdungen; volle Absolution für alle Sünden, wie im Jubeljahr. Ich wünschte, er hätte seine Wige nur gegen mich losgelassen: dann hätte ich ihn nicht fortgejagt. . . Wir erfreuen uns hier des tiefsten Friedens, trotz allen Lagern an all unseren Grenzen. Auch wir wollen ein Lager beziehen; aber am zwölften September rücken wir in die Winterquartiere. Viele Fremde kommen her; offen gestanden, würde ich sie gern entbehren. Bleiben Sie gesund und munter, lieber Vord. Beziehen Sie kein Lager, lassen Sie sich nicht in Geschichten mit Dichtern und in keinen Zanf mit Huren ein: Das ist das einzige Mittel, um auf Erden glücklich zu leben.“ Sonst fand ich die döberitzer Tage nicht erwähnt. Nach der Rückkehr, am fünfzehnten September 1753, schrieb der König aus Sanssouci an Mauvertuis: „Voltaire's Beleidigungen kränken mich nicht. Sind sie begründet, so ist's an mir, mich zu bessern; sind es nur Lügen, so wird die Wahrheit schließlich über allen Trug siegen. Wer in der Oeffentlichkeit steht, ist Verleumdungen ausgesetzt. Ich wollte ein wildes Pferd aufhalten, das in seinem Lauf unzählige Wunden schlug, und darf mich nicht darüber wundern, daß ich bei solchem Beginnen ein paar Schmutzpriger abbekam. Trösten wir uns, lieber Präsident; über der Thür jedes Philosophen sollte das Wort Marc Aurels stehen: Denen gerade, die Dich beleidigen, und der ehrlichen Bosheit sollst Du gütig begegnen, gütiger als Denen, die Dich nicht kränken.' Adieu, Liebster. Wenn Marc Aurel gesprochen hat, habe ich zu schweigen. Tausend Wünsche für Ihre Wiederherstellung. Federic.“ Das war die Stimmung. Immer wieder ist's eine Freude, zu denken, daß dieser Mann einst über Preußen herrschte. Ein Mann ohne Phrase. Der nie das Bedürfniß hatte, sich schöner zu zeigen, als er war, nie auf Applaus lauerte. Der wußte: wer den Zweck will, muß auch die Mittel wollen. Seine Kräfte kannte und nichts unternahm, was über die Kraft hinaus ging. Wirken wollte, nicht unnütz erregen; sein, nicht scheinen. Mißtrauisch gegen zudringliche Schmeichler. „Mein ein-

ziger Gott ist meine Pflicht.“ Und war die Pflicht erfüllt: „Dafür bin ich da“; also keinen Nationaldank, keine Jubelhymnen. Nirgends der Wunsch, sich in einem besonderen Geheimrathsverhältniß zum lieben Herrgott zu sonnen, den Lockes Schüler, wenn er ihn nicht ganz fest „anrempelte“, ruhig in seinen Himmeln ließ. Mit allen menschlichen Malen ein ganzer Mann.

Warum er gerade hier gefeiert wird? Döberig war in seinem Leben keine wichtige Etape. Was er die Fremden sehen ließ, die er so „gern entbehrt hätte“, war ein Schauspiel nur. Freilich keins im heutigen Stil. Wenn er mandorirte, mußte es immer ernsthaft zugehen. Keine Lebenden Bilder. Nichts auf Glanz appetirt. Die Truppe, die damals hier lag, mag nett ausgesehen haben; aber es waren die Kerle, die bei Lobositz und Rosbach später ihren Mann standen. Wie wenig er selbst von Feldlagern hielt, zeigen die Briefe in den Briefen an George Keith. Und zur Erinnerung an zwei Lagertage, die er, weil Gäste zuguckten, am Liebsten vermieden hätte, feiern wir nun ein

Bis in seine tiefste Quelle  
Schäumt der alte Rhein vor Groß,  
Flucht der Schmach, daß seine Welle  
Fremdes Joch ertragen soll!

Dienstag.

Das ist ein Freyenvers. Fluchen konnte der gottlos Bekrönte, daß es eine Lust war. Der Vers galt den Franzosen. Die Russen kamen nicht besser weg: „O könnten sie ins Schwarze Meer mit einem Sprunge sich versenken, Köpflings, den Hintern hinterher, sich selber und ihr Angedenken!“ Das distirte die Wuth; was zum Henker hatten die Moskowiter sich in Deutschlands innere Händel zu mischen? Joseph de Maistre hätte ihm geantwortet: C'est la faute à Pierre. Und diesen Peter feiert man gerade jetzt. Zweihundertste Wiederkehr des Tages, da er Petersburg gründete, „das Fenster nach Europa aufmachte“. Wir haben keinen Grund, uns des Tages zu freuen. Auch die Russen selbst nicht. Noch heute leiden sie unter Peter. Der konnte nicht warten. Ein ungeduldiger Herr, der mit der gewaltigsten Arbeit bis übermorgen fertig sein wollte und sich berufen wähnte, sich allein, Ruhendes umzustürzen. Daß sein Großhanat nach Asien gravitirte, paßte ihm nicht; die Russen sollten den Raftan ausziehen, sich europäisch kleiden, den Bart scheren lassen und Tabak rauchen; legte die Frau gar noch den Orientalinnenschleier ab: dann mußte das Heil kommen. Ein mächtiger Wille und ein fast zum Genie gewordener Fleiß, aber kein großer Regent; ohne Verständniß für die Lebensbedingungen seines Volkes. Kostomarow, Rußlands klügster Historiker, hat richtig ge-

sagt, Peter habe sein Reich mit Asiatenmitteln europäisiert; die Europäisierung war auch danach. Im Uniformrock des Militärmonarchen blieb er selbst ja stets ein Asiat. Wie ein Vieh besoff er sich, konnte Speise und Trank nicht bei sich behalten und erregte in Versailles, Trianon, Fontainebleau durch Unsauberkeit, schmutzigen Geiz und wüste Schürzenjagden den Ekel des gallischen Hofgesindes. Der revolutionäre Zar hat das Land von tatarischen und byzantinischen Einflußspuren befreit; aber er hat auch den Keim des gefährlichsten Dualismus in die bis dahin ruhig hindämmernde slavische Seele gesenkt und die Vorfrucht des Nihilismus gebaut. Als er starb, hinterließ er ein äußerlich glänzendes, innerlich aber geschwächtes Reich, und da er von der Autokratie nicht das Allergeringste geopfert hatte, war für seine Erben, in einer veränderten Welt, die Last der Monomachenkrone noch schwerer geworden. Welche Einbildung, in Patriarchenlaune eine Hauptstadt erfinden, das eben den Schweden abgezwungene Ingermanland zum Centrum russischen Lebens machen zu können! Aus seinem Sankt Petersburg ist ja auch nichts geworden als eine Beamten-, Hof- und Amüsirstadt ohne eigene, ohne nationale Physiognomie; der echte Russe fühlt sich nicht an den Newasümpfen, sondern in Moskau und Kiew zu Hause. Und genau so wars mit den Debarbarisierungsversuchen, die Leibnizens Beifall fanden. Peter, der nichts organisch wachsen und werden ließ, wurde Rußlands Verhängniß. Weil er sich mit Ausländern umgab und Deutschen fetter Weideplätze anwies, sind noch heute die Deutschen dem russischen Nationalgefühl ein Gräuelf. Weil er als ein Europäer geachtet sein wollte, mußten seine Nachfolger sich in Kriegsabenteuer stürzen, in denen für den russischen Islam nichts Nützliches zu holen war. Und die asiatische Halbinsel, die sich Europa nennt und in tomischem Größenwahn mit dem Maßstab ihrer kleinen Verhältnisse an die entlegensten Kulturen herantritt, ließ sich wirklich blenden und glaubt seitdem, das Zarenreich gehöre zu den europäischen Mächten. Daher die unsinnige Forderung, irgend ein Zar solle einem Volk von hundert Millionen Analphabeten verschiedenen Glaubens und Stammes Selbstbestimmungsrechte und parlamentarische Einrichtungen geben. Daher das Staunen, wenn in Bessarabien Juden gemordet, am Baltenmeer mongolische Finen gemartert werden. Türken und Chinesen machen es doch nicht anders. Rußland ist kalter Orient. Da dauert Alles lange, länger manchmal noch als im heißen Morgenland. Das russische Riesenproblem würde uns nicht unlösbar erscheinen, wenn wir uns gewöhnen könnten, mit Jahrhunderten, statt mit Jahrzehnten, zu rechnen und nicht die angelsächsische, sondern die chinesische Kultur als Vergleichsnorm zu wählen. Hundert Jahre wird es noch

bauern, bis Rußland so weit ist, wie Friedrichs winziger Preußenstaat war. Das Intermezzo Peter täuscht nur das Auge. Was darüber zu sagen war, schrieb Joseph de Maistre an einen moskowitzschen Freund: Pierre vous a mis avec l'étranger dans une fausse position. Nec tecum possum vivere nec sine te: c'est votre devise. Noch heute ist dies; die Russen selbst und das Urtheil über Rußland leiden darunter. Natürlich ist's barbarisch, daß die Proletarier von Kischinew in Judenhäusern plündern und morden. Doch nur Kurzsicht kann für solche Gräueltathen einen Minister oder Gouverneur verantwortlich machen. Die mögen guten oder bösen Willens sein: über den Asiatengeist vermögen sie in heißen Stunden nichts. Und wer wundert sich denn noch, wenn nah bei der Erdmitte asiatischer Fanatismus ausprasselt und den Fremden, den Andersgläubigen, den Barbaros erschlägt? Deutschland sogar hat schlimmere Judenhegen erlebt als Bessarabien... Das hastige Werk Petri wäre nicht nach Friedrichs Herzen gewesen. Der liebe Peters Segner, den Schwedenkarl, liebte, wenn er nicht gerade zur ultima ratio regis greifen mußte, ruhige Entwicklungen und hätte eher als dem Zimmermann von Zaandam dem Dichter der Deutschen zugestimmt, der zu seinem treuen Eckermann sagte: „Für eine Nation ist nur Das gut, was aus ihrem eigenen allgemeinen Bedürfniß hervorgegangen ist, ohne Nachäffung einer anderen. Denn was dem einen Volk auf einer gewissen Altersstufe eine wohlthätige Nahrung sein kann, erweist sich für ein anderes vielleicht als ein Gift.“

Der große Fritz war nicht so undeutsch, wie Mancher glaubt, der ihn das Nibelungenlied und den Goetz höhnen, den Dichter der Henriade preisen hört. Die Schwächen des Heiligen Römischen Reiches empfand er wie persönliches Leid, zürnte, daß die elsässischen Thermopylen dem Feind geöffnet, die Lothringer vom wiener Hof an Frankreich ausgeliefert worden seien, und verzieh Maria Theresia nie, daß sie, als Königin von Ungarn, die Grazien des Ostens entfesselt, die Meute der „Fazhgen, Kroaten, Tolpatschen“ gegen Deutschland losgelassen habe. Die Erinnerung drängt sich auf; denn eben tönt das Echo der kroatisch-magyarischen Balgereien an unser Ohr. Stehen die Südslaven endlich gegen ihre Tyrannen auf? Oder bleibt's wieder bei kleinen Scharmügeln, mit denen der ungarische Globus leicht fertig wird?.. Morgen kommt Wilhelm der Zweite ins Lager. Vor sechs Jahren rief er in Budapest: „Die ritterlichen Söhne Arpads haben in ihrer kampfesreichen Vergangenheit niemals gezögert, Gut und Blut für die Vertheidigung des Kreuzes zu opfern. Namen wie Brinji und Szigeth lassen noch heute das Herz eines jeden deutschen Jünglings höher schlagen.“ Brinji wurde also

— in einer an Irrthümern auch sonst reichen Historienrede — als Vertreter der Heldenöhne Arpads vorgeführt. Doch der Mann, der den jetzt so verrufenen Titel des Banus von Kroatien trug, war nicht, wie der Kaiser annahm, ein Magyar, sondern ein Kroat aus dem altslavischen Geschlecht der Subic, also ein Sproß der Stämme, die von den Magyaren seit Jahrhunderten bedrückt, ausgebeutet, geknechtet werden. Und wenn Körners Kindertragoedie deutsche Herzen heute noch für den Helden von Szigetth entflammt, dann leuchtet dieses Hochgefühls Feuer nicht dem Ruhm der Uralritter. Jetzt erst taucht der alte Gegensatz dem Gedächtniß wieder auf. Man denkt an Draskovics und Gaj, an Jellachich, Starcevic, Stroszmayr, an Alle, die aus den partes annexae der ungarischen Krone ein unabhängiges Jüthrien machen wollten. Sie haben nichts erreicht, werden nichts Wesentliches erreichen, so lange Oesterreich an Ungarns Kette leucht... Die pesther Rebelle! Ein Preußenkönig sprach begeisternd von der „begeisterten Hingebung“ des Magyarenvolkes, das sich im Flackerzorn gegen Fritz von Preußen erhob. Viel wurde ja nicht draus; Maria Theresia ließ sich nur kleine Konzessionen ablisten, die Ungarn schoben, nach langem Zögern, die verheißenen Truppen sehr sacht vor und diese zuchtlose Schaar, die Meiperg zu allen Teufeln wünschte, plagte den Landmann auf dem Acker mehr als den Feind. Doch gefreut hätte Friedrich sich der Enkelrede gewiß nicht. Er bespöttelte Franz, den Kaiser-Gemahl, der die Kriegslieferungen an Ungarn benützt habe, um für sein Privatschäzlein Geld zu verdienen, spie gegen die ganze panonische Sippschaft Gift und Galle und hätte den schmierigsten Grenadier abgefüßt, der ihm gemeldet hätte, die majestätische Dame, die den Titel einer Regina Dalmatiae, Croatiae et Slavoniae trug, sei ins Pfefferland abgefahren. Ein Unterrod weniger; und die beiden anderen cotillons brauchten Schlesiens wegen nicht wüthend zu rauschen. So ändern die Zeiten, die Zeitstimmungen sich. Wunderlicher als unsere war sicher nie eine. Wer gerade im Kalender steht, wird gefeiert. Arpad, Peter, Franzens Frau und der Alte Fritz; gestern der Papst, morgen der Papstschimpfer von Wittenberg. Und die Volksseele ist immer freudig dabei.

Mittwoch.

So, wie es gestern im Opernhaus dargestellt wurde, wars hier vor hundertundfünfzig Jahren sicher nicht. Memento: zur Erinnerung an ein Manöver, das sich von tausend anderen friderizianischen Felddienübungen höchstens durch geringeren Ernst unterschied, wird ein Jubiläumsmanöver veranstaltet und zu Ehren dieser militärisch belanglosen Veranstaltung ein Festspiel aufgeführt. Natürlich ist's vom Artilleristen z. D. Joseph Lauff gedichtet,

der, als Rheinländer, das Empfinden, den Geist altmärkischer Truppen wie kein Anderer kennt. Sonnenuntergang, der den Havellspiegel sanft rührt. Was man so „malerisch“ nennt. Auch die Uniformen; nichts von dem Speck und Dreck, den Mannschaft und Offiziere damals durchs Lager schleppten. Nicht einmal der Versuch, nach Hamlets Vorschrift dem Körper der Zeit den Abdruck seiner Gestalt zu zeigen. Auf Theaterpuppen sind bekannte Namen geklebt. Jeder sagt sein Knittelsprücklein und fürcht sich nit. Jeder lechzt nach der Möglichkeit, sein Herzblut für den König hinströmen zu lassen. Selbst in dem Sachsenlager, wo gezuckerte Chokolade das Alltagsfutter war, kann das Ohr nicht süßere Rede vernommen haben. Und schließlich kommt Friz und ist gut und ist fromm, blickt in festem Gottovertrauen zum Himmel auf und lauscht gerührt dem Abendchoral. Unten, wohin Du das Auge schickest, Waffenröcke; nur die allerletzten Parquetreihen sind als Pressghetto eingerichtet, — und die Großmächtigen sind ob so gnädiger Zulassung beglückt. Soll die wilhelminische so die Armee Friedrichs sehen?

So war sie nicht. Und er selbst sah ganz anders aus. Mag in Döberig die unbequemen Gäste, den hechingischen Hohenzollernfürsten und den Prinzen Ludwig von Württemberg, mit saftigen Gotteslästerungen bewirthet haben. Solche Herren imponirten ihm nicht. Wer vor den Großen dieser Erde, sagte er gern, das Knie beugen will, darf sie nicht kennen (ungefähr wie Bismarck: „Sie ahnen nicht, welche Karität in diesen hohen Regionen ein Gentleman ist“); und die dünnleuchtende Wichtigkeit der kleinen Höfe wurde von seiner spitzen Zunge böß zerstoßen. Vielleicht höhnte er das „Phantom“ der Reichsarmee, „die ganze Masse von Prinzen und Leuten Oesterreichs“, „die kaiserliche Bande“ oder wies mit grimmig geballter Faust auf das „unheimlich leichenhafte Angesicht Germaniens“. Schade, daß seine Briefe nicht mehr gelesen werden; es lohnt, ihn kennen zu lernen. Eine prachtvolle Nüchternheit, an der wir heute genesen könnten. Der majestätic common sense, den Dowden dem Schöpfer Falstaffs nachrühmte. Nicht die leiseste Neigung zur Bosheit. Und, bei allem Stolz, der leicht tyrannisch wurde, die Bereitschaft, klugen Rath, auch wenn er bitter schmeckte, als nützliche Arznei hinunterzuschlucken. Wie bescheiden im Ton gegen Voltaire, gegen Maupertuis sogar! Und was ließ er sich von Podewils sagen! Von Heinrich, seinem Minister fürs Auswärtige, dem Gutsherrn von Varzin. Der steckte keine ungerechte Rüge stumm ein, hing der Rage stets die Schelle um und kam mit dem gefürchteten Wütherich dennoch gut aus. Jetzt . . . Wieder ist ein Podewils in Berlin. Diesmal ein bayerischer Minister. Die Zeitungen erzählen viel davon. Preußen und Bayern



natürlich in herrlichster Harmonie; nie gab es auch nur den kleinsten Konflikt. Und „der Kanzler hat bei Tisch Herrn von Podewils wiederholt zuge-  
trunken.“ Das ist das Schönste. Bisher wurde nur verzeichnet, wenn ge-  
krönte Herren einem Minister, Staats- oder Gemeindecornmiss zutranken.  
Jetzt schon, wenn der Kanzler sich huldvoll bemüht, der doch selbst nach der  
Chinesenregel nicht mehr ist als der bayerische Ministerpräsident. „Wieder-  
holt zugetrunken.“ Und solche Berichte kommen recta aus der Wilhelm-  
straße. Das kleine Symptom zeigt die ganze Wirrnis unserer Zustände. Wis-  
marck hätte die Meldung nicht unberichtigt gelassen. Auch Heinrich Podewils  
nicht. Der bayerische Träger des Namens scheint leicht zu befriedigen. Aus-  
ländische Minister werden in Berlin heutzutage ganz anders geehrt. Denen  
wird der Orden de rigueur nicht auf den Bahnhof nachgeschickt. Die sitzen  
an der Schloßtafel nicht neben einer Hofdame. Aber die Hauptsache ist ja,  
daß gedruckt werden kann: Nie war die Intimität inniger. Auf gläubige  
Herzen wirkts wie die Pfingstkantate. Und über das Zutrinken darf der  
wahre Patriot sich nicht wundern. Der Bayer wundert sich selbst ja nicht.  
Läßt sich daheim interviewen und schwärmt von Berlin, von Monsieur und  
Madame Bülow, von der „großartig schönen“ Puppenallee.

Die Zeitung kündigt noch eine frohe Botschaft. Graf Bülow ist Dom-  
herr geworden. Ist ehrenvoll und bringt Gewinn; reichen sogar, denn die  
Präbenden sind nicht von schlechten Eltern. Kanonikus Bülow. Ich wette,  
daß wir nächstens lesen, er sei in die Kirche gegangen, habe eigentlich längst  
metaphysische Bedürfnisse gehabt. Ein Schäfer von vielen Graden. Daß der  
höchste Beamte des Reiches so offen nach einer Pfründe strebt, deren einziger  
Zweck die Aufbesserung excellenter Finanzen sein kann, ist immerhin neu.  
Boetticher nahm mans in seiner Klemme nicht übel. Aber ein Herr, der  
hunderttausend Mark Gehalt und die Bilder aus dem Museum hat . . .  
Reichskanzler, Husarenoberst, Domherr. Die Franzosen lachen. Wissen eben  
nicht, wie ernst die Sache ist. Was kommt nun? Aufsichtsrathspräsidium?

Donnerstag.

Zwei Freigenworte. Erstes: Un camp est comme un vêtement; il ne  
doit être ni trop large ni trop étroit pour celui qui le porte. Zweites: Il  
n'ya certainement pas d'ennemis plus irréconciliables que la guerre  
et le luxe. L'un ruine un État, l'autre le soutient; l'un est l'ennemi  
de la vertu, l'autre son appui et son protecteur. Hier paßt der Rah-  
men nicht zu dem Bild. In dem pomphaften Feierkleid lebt kein solchem  
Aufwand angemessener Gedanke. Ein Mannöver soll im Frieden Kriegs-  
zustände zeigen; sonst ist es nutzlos, gehört zum Luxus, qui ruine un État.

Hier riecht nicht nach Krieg. Das stroht und blinkt und glitzert. „Aber — ach! — ein Schauspiel nur!“ Ehrenpforten, Guirlanden, Fahnen. Riesenzelte. Zwischen Leinwänden Speisesäle, Empfangsalons, behagliche Schlafgemächer. Leckerbissen aller Arten, die ein verwöhnter Gaumen begehrt. Die fremden Offiziere werden zufrieden sein. Aber können sie hier Etwas lernen? So sieht der Krieg doch nicht aus. Alle Kommandirenden Generale sind herbefohlen; hatten Dienstag schon im Opernhaus anzutreten, sind ihren Corps also mindestens fünf Tage lang entzogen. Wozu? Was hier zu schauen ist, kennen sie nicht seit heute. Nicht viele bekannte Gesichter mehr. Die Besten, August Lenze und Gottlieb Haefeler, sind weg. Daß Stoeber, der Gouverneur, Haefelers Corps bekommen hat, wird, als fast beispielloser Fall, eifrig beredet. Grund? Differenzen wegen der Entfestigung? Daß Gottlieb noch dienstfähig ist, wird nicht bestritten; daß er etwas plötzlich abgesetzt wurde und nach der Verabschiedung schnell wieder kerngesund war, hat er selbst nicht verborgen. Und die Frage der Außenraions — die nicht so einfach ist, wie sie Bürgermeistern, Stadtverordneten und Grundstückspekulanten scheint — macht manchem greisen General mehr Sorgen als dem Grafen Schlieffen, dessen Ansehen in der Armee nicht gerade molksch ist und den man gern Herrn von Gofler nachschickte, wenn man sicher wäre, Solz als Generalstabschef zu bekommen, die letzte Hoffnung. Dann könnten die Mittwochsvorträge wieder was werden. Hülsen-Haefeler meint es wahrscheinlich gut, hat aber keine Autorität, kennt die Armee und deren Bedürfnisse nicht und wird nicht, wie Albedyll und Dahnke, als Vertrauensmann betrachtet. Ein älterer General hätte als Kabinettschef die Trennung von dem genialen meyer Sonderling besser inszenirt; über Haefeler ließ sich am Ende noch Anderes sagen als: „Seines Königs Wille war ihm das höchste Gebot“. (Eine Grabrede, die beinahe vermuthen läßt, der strenge Gottlieb sei ein frigiſcher Atheist, der über dem „Allerhöchsten“ keinen Herrn Himmels und der Erden anerkennt.) Viel besprochen wird auch die Auflösung der Landesverteidigung-Kommission; und: Sollen wirklich zwei Duzend neuer Kavallerieregimenter verlangt werden?... Früher ließ man tüchtige Truppenführer auf ihrem Posten, so lange ein brauchbarer Krafftrest in ihnen war. Jetzt heißt die Parole: Verjüngung. Eher bonapartisch als friderizianisch. Der Sieger von Roßbach schrieb zwar: „Die Beobachter haben zu merken geglaubt, daß die meisten alten Soldaten zu schwachen anfangen“; aber auch: „Unerfahrene Generale möchten Alles erhalten, erfahrene kümmern sich nur um den Hauptpunkt und nehmen kleine Uebel geduldig hin, wenn dadurch ein großes Unheil vermieden wird; qui trop embrasse mal étireint“.

Er selbst war sechsundsechzig Jahre alt, da er für die bayerische Erbfolge ins Feld zog. Und König Wilhelm, Moltke, Roon, Blumenthal haben 1870 ihre Sache doch leidlich gemacht; auch Blücher, der Siebenziger, schien anno 13 nicht zu senil. Die Gerontenherrschaft sind wir jetzt los. Man sieht kaum noch Einen, der Pulver gerochen hat. Lauter Friedenssoldaten; oder Herren, die im letzten Krieg Fähnrich, Secondlieutenant waren. Ein merkwürdiges Feldlager hier an der Havel. Doch die stattlichste Augenweide.

Das Neueste aus Berlin: Karl der Fünfte kommt nicht in den Dom, dessen Gräuelbau den schon so arg geschwächten deutschen Kunstgeschmack bedroht. Der Kanzler läßt eine Randbemerkung des Kaisers veröffentlichen, die das Gerücht ironisch abthut und den Jüdling Hadrians neben allerlei schlimme Gesellen stellt; sogar neben Herrn Luzifer, den Erzfeind. Solches Urtheil ist wohl allzu schroff. Karl war Luthers höchster Richter und Gegner und hat den deutschen Dualismus verschuldet; aber er wollte auf seine besondere Weise auch ein Reformator der Kirche werden, deren Mißbräuche er hart rügte, und zwang mit Waffengewalt Klemens den Siebenten, heimlich aus der Engelsburg zu fliehen. Seine Gestalt nimmt in der Kindheitsgeschichte des Protestantismus einen sehr breiten Raum ein; und es wäre kein Unglück, wenn das Steinbild des Mannes, dem die Neugläubigen die Augsburgerische Konfession darbrachten, das Schiff eines geistlos der Peterskirche nachgebildeten Domes schmückte. In ein Historienbild dieser Sturmzeit gehört Kaiser Karl ganz sicher und mit Torquemada und Beelzebub hat er nicht die mindeste Ähnlichkeit. Er wollte die getrennten Kirchen Westeuropas wieder vereinen. Das möchte Wilhelm der Zweite auch. Darum neigt er, der sich stolz einen Lutherischen und den Schirmherrn des Protestantismus nennt, das Haupt tief vor dem Papst. Darum gestattet er — wünschte am Ende gar —, daß sein Portrait, in der Hülle des Propheten Daniel, am Portal der meyer Kathedrale prangt. Ist es danach so undenkbar, daß der Einsiedler von San Juste im katholisch stilisirten Lutherdom der Reichshauptstadt Unterstand fände?

Freitag.

Etwas vom freien Bürgerinn. In Hamburg soll am zwanzigsten Juni ein Reiterstandbild Wilhelms der Ersten enthüllt werden. Der Kaiser kommt zur Denkmalsweihe. Und für die Empfangsfeierlichkeiten haben Senat und Bürgerschaft der Freien und Hansestadt 225 000 Mark bewilligt. Eine hübsche Summe für einen Tag. Ein altes niederländisches Orlogsschiff soll künstlich nachgebildet werden. Das Zelt, in dem der Kaiser ungefähr fünfzig Minuten weilen wird, kostet fünfundzwanzigtausend Mark. Im

Ganzen also fast eine Viertelmillion. Für einen Tag? Für ein paar kurze Stunden. Wie viel mag wohl für das Denkmal selbst bewilligt worden sein? Einerlei: diese Wasserkantenerpublikaner sind noch Männer von altem Schrot und Korn. Vor acht Jahren boten sie dem Kaiser das Eintagswunder der Alsterinsel. Im inneren Alsterbassin ruhte sie auf gerammten Pfählen, trug einen Leuchtturm und war mit Leinwand, Gips, Drahtgeflecht, buntem Glühlicht, Treibhausgewächsen, Cement, Goldstaub und Bengalfenerwerk opernfeenhaft ausgestattet. Zweck des Aufwandes? Mein Gott: die fürstlichen Gäste mußten doch ein nettes Plätzchen an der Junisonne haben, wo sie behaglich Kaffee trinken konnten. Nach diesem Kaffeestündchen wurde die Insel wieder weggeräumt. So wars auch zu Suetons Zeit, als zwischen Bajae und Puteoli der Meeresarm überbrückt wurde, auf daß der Imperator zweimal hinüberziehe: hoch zu Ross, mit dem Eichenkranz und dem goldig glänzenden Reitermantel zuerst, dann auf dem Rennespinn, im schlichten Kleid eines Wagenlenkers. Deutschen Republikanern wars vorbehalten, das Wunder des Busens von Bajae im Norden zu erneuen. 1895 konnte man wenigstens sagen, die Eröffnung des Nord-Ostsee-Kanals sei eine für die hamburgischen Interessen beträchtliche Angelegenheit und das große Kanalfest, zu dem aus aller Herren Ländern Gäste geladen waren, müsse einen würdigen Abschluß finden. blieb nur die Frage nach dem Begriff wahrer Würde. Jetzt fehlt jeder Vorwand. Wieder ein Wilhelmsdenkmal; ungefähr das dreihundertste; immer zwölf auf ein Duzend. Und dafür wird ein altes Kriegsschiff, werden ganze Coulissenhäuser hingekünstelt? Dafür 250 000 Mark? Arme Menschen, die ein hochwohlwöblicher Senat zur Feier des Tages speisen könnte, giebt es in Hamburg wohl nicht. Alle sozialen Pflichten werden da über Gebühr und Hoffen erfüllt. Merkwürdig nur, daß trotzdem alle drei Wahlkreise mit ungeheurer Mehrheit Sozialdemokraten in den Reichstag schicken. Merkwürdig, daß die Erzählung von den für die paar Feststunden bewilligten 225 000 Mark in allen Wahlversammlungen wie eine Bombe wirkt. Die Redner brauchen weiter nichts hinzuzufügen: die Thatsache wirbt ihnen zu den alten noch abertausend neue Stimmen. Das Allermerkwürdigste aber ist, daß in Berlin kein Mann lebt, der dem Kaiser die häßliche Wirklichkeit zeigt und rät, das Hansenspektakel abzubestellen. Und das Traurigste, daß der freie Bürgersinn sich durch solche Mittel lärmender Theatralik beliebt machen zu können glaubt. Jedenfalls: über die Fritzenzeit sind wir längst hinaus. Doch in Döberitz darf man des Wortes denken, das der königliche Skeptiker schrieb: *L'éducation des princes n'est que l'ouvrage des peuples.*

Gestern, abends, ist der Kaiser ins Lager gekommen. Auf einem Dogcart; hinter ihm ein Groom, vor ihm ein Stallmeister. Das Rahen des höchsten Kriegsherrn hatten Radfahrer gemeldet; auch fuhr ein Flügeladjutant in einem Zweispänner dem Monarchen voraus. Die Kommandirenden Generale sprengten ihm entgegen, erhielten aber nur kurzen Gruß; der Dogcart bog in flottem Trab ins Truppenspalier. Diner im Kasino. Großer Zapfenstreich; bei Fackelschein rückten alle Gardemusikcorps vor das Konzertzelt, das für den Kaiser errichtet war. Programm von Menzels Meisterhand. Bei Dallgow, in einem anderen geräumigen Zeltlager, übernachtete Friedrichs Enkel. Eine Stimme des Entzückens über die großartigen Nachtbilder.

Sonnabend.

Ja, wer Eure Verehrung nicht kennt:  
Euch, nicht ihm baut Ihr Monumente!

Das ist von Goethe, könnte, dem Sinne nach, aber auch von Friedrich sein. Der war weder fürs Decorative noch fürs Monumentale.

Gestern früh also die große Gefechtsübung. Die Kaiserin sah mit ihren Kindern zu. Der größte Theil des Gardecorps („Blaue Westarmee“) unter dem Kommando des Kaisers, der Rest („Rotho Ostarmee“) unter dem Prinzen Friedrich Leopold. Die Rotho sind geschlagen worden. Vorher wurde furchtbar viel Pulver verschossen. Nachher kritisirte der Kaiser selbst die strategische Leistung des Morgens. Das Manöver hatte drei Stunden gedauert. Dann Parademarsch. Die Kaiserin saß in einem à la Daumont bespannten Wagen.

Der Erbprinz von Sachsen-Meiningen hat also doch die zweite Armeeinspektion bekommen. Seit Georg König von Sachsen ist, war die Stelle nicht besetzt, denn der Kaiser wollte sie Friedrich August, dem Gatten Luises von Toskana, nicht geben. Der Meininger wird die Breslauer Wunde schnell verschmerzen. Das Pflaster kann sich sehen lassen. Und Prinzen müssen demüthigen Sinnes sein. Noch ein Fritzenwort: Je voudrais qu'on dit tous les jours aux princes: Point d'orgueil! Point d'orgueil!

Von Döberig datirter Allerhöchster Erlaß, der anordnet, von welcher Farbe die Ueberröcke der Offiziere, Sanitätsoffiziere und Militärbeamten künftig sein müssen; sehr detaillirt, so daß Mißverständnisse kaum mehr möglich sind. Die Zeitung meldet, unser Militärbevollmächtigter in Wien, ein Bülow, habe von Wilhelm dem Zweiten den Auftrag erhalten, dem greisen Kaiser Franz Joseph eine nach Maß angefertigte Generalsblause zu überreichen; das Neueste, was die Militärkleiderordnung erfunden hat. Der selben Ehrenpflicht hatte sich der in Petersburg beglaubigte Militärbevollmächtigte

zu entledigen. Im Lokalanzeiger wird nächstens stehen, die Blouse habe im brucker Lager und an der Rewa Enthusiasmus erregt und, trotzdem sie lose sitzt, die alten Bande der Freundschaft noch fester gezogen. Nicht das Aergste.

Nach der Gefechtsübung wurde gestern früh das Denkmal enthüllt. Sehr feierlich. Alle Musikcorps spielten: „Heil Dir im Siegerkranz“. (Mit Siegerkränzen geschmückte Häupter waren ringsum nicht zu erblicken; denn Waldersee war nur Feldherr in partibus infidelium und hat aus Peking keinen grünen Vorber mitgebracht.) Ein granitener Obelisk; elf Meter hoch. Inschriften: „Friedrich II, der Große, führte von diesen Feldern vor hundert- und fünfzig Jahren sein Heer zu Kampf und Sieg“. (Die Zeitangabe ist nicht ganz genau; vor hundertundfünfzig Jahren schrieb Friedrich, er „erfreue sich des tiefsten Friedens“, und der Siebenjährige Krieg begann erst im August 1756.) „Friedrich II, König von Preußen, lag mit 44 000 Mann im Lager zu Döberitz, zwölften bis vierzehnten September 1753 — Wilhelm II, Deutscher Kaiser, König von Preußen, lag mit dem Gardecorps im Lager zu Döberitz, acht- und neunundzwanzigsten Mai 1903. Ihre Thaten bleiben unser Eigenthum, ein Beispiel der Racheiferung für alle Zeiten.“ Das „Ihre“ ist doppeldeutig; vielleicht sind nur die Thaten Friyens und seiner 44 000 Mann gemeint. Nach der Enthüllung war Galafrühstück. Dreihundertundsechzig Personen speisten in einem Zelt unter Fahnen und bunten Guirlanden. Schöne Aussicht in die pfingstlich prangende Haide. Höchst animirte Stimmung; denn viele Beförderungen und Auszeichnungen waren verkündet worden. Vor dem Denkstein hatte der höchste Kriegsherr zu den Gardetruppen gesprochen und mit weithin schallender Stimme gelobt, in der deutschen Armee solle auch künftig im Sinn Friedrichs des Großen weitergearbeitet werden. Dann marschirte die Mannschaft in die Garnisonen.

Sonntag.

Zur Erinnerung an die döberitzer Erinnerungfeier wird eine Denkmünze gestiftet. In Friyens Leben bleibt Döberitz unwichtig.

In Frankfurt am Main werden Häuser und Straßen geschmückt. Sängermettstreit. Der Kaiser kommt hin und fährt von dort zu den Festspielen nach Wiesbaden. Die Stadt des Neroberges, melden die Blätter, arbeitet bereits an ihrer Feiertagsstoilette. Im hamburgener Hafen, der wieder mal erweitert worden ist, werden von Krahn zu Krahn Guirlanden gezogen; die Lücken zwischen den Speichern werden mit Schauffassaden ausgefüllt. Alles für den zwanzigsten Junitag. Dann beginnen die Feste der Kieler Woche.



## Berliner Sezession.

Im Bericht über die vorige Ausstellung der Berliner Sezession wurde hier von einer Hoffnung gesprochen. Liebermann hatte ein Bild ausgestellt, das wie eine erste Skizze großer Absichten anmuthete und den Glauben an zukünftige Vollendung weckte. Der deutsche Impressionistenführer war mit seiner „Delila“ zum viel verhöhnten Historienbild zurückgekehrt; doch hatten ihn die Erkenntniß des theaterwüthigen Statistengeistes der Pilotschule und die Wahrheiten der neuen Naturanschauung gelehrt — so schien es —, eine Begebenheit, die in Aller Vorstellung einmal gelebt hat, so darzustellen, daß das psychologische Motiv, das sich in den verschiedensten Formen und auf allen Stufen des Lebens stets noch manifestirt und in der bekannten Mythie nur besonders klar zu Tage tritt, sich zugleich in seiner spezifischen und univiersalen Bedeutung zeigte und zur tragischen Gewalt erstarkte. Damit war endlich wieder einmal von einem modernen Maler, der sein Handwerk meistert, auf den Werth der poetischen Idee hingewiesen, die seit ein paar Jahrzehnten von den Prosaikern aus den Grenzen der Malerei verbannt ist und deren entscheidender Einfluß auf alles Formale von den guten Handwerkern nicht mehr verstanden wird. Wäre Etwas von dem Geiste, der Liebermann leitete, als er sein Bild erdachte, in seiner Gefolgschaft lebendig, so hätte das Beispiel den vom penetranten Delfarbenengeruch betäubten Dichterswillen aufrütteln müssen. Das ist nicht geschehen. Die Sezessionisten mögen sogar das Delilabild als eine Verirrung des sonst vortrefflichen Malers betrachtet haben und froh sein, daß auch er in seinen neuesten Leistungen wieder zu der für profane Naturen allein seligmachenden Malerei reiner, voraussetzungloser Anschauung zurückgekehrt ist. Der Betrachter aber, der nicht eine Malerei für Maler, sondern eine Kunst für alle tief Empfindenden sehen will, erkennt in den Ausstellungen der Sezession immer klarer, daß von diesem seelenlosen Geschlecht nichts Entscheidendes für die deutsche Kunst zu erwarten ist. Wo nicht die Franzosen und Liebermann das Niveau erhöhen, bleibt die Veranstaltung durchaus im Charakter einer Klippschule für impressionistische Optik und Technik.

Seltzam, daß sich unter den berufenen Kunstbeurtheilern, die manchmal feinsten kritischen Sinn für Nuancen haben, so selten Einer findet, der mehr verlangt als Form und Farbe in ihren sich selbst bezweckenden Spielen oder als die vom Persönlichen kaum determinierte Wahrheit des Augenblicks. „Ihr Wissen in den schönen Künsten besteht in einem Studium der Regeln und Details oder in einem begrenzten Urtheil in Sachen der Farbe und Form, das sie entweder des Vergnügens halber oder zum Schein ausüben. Es ist ein Beweis für die Seichtigkeit der Schönheits-theorien unserer Kunst-

liebhaber, daß sie jedes Verständniß für die innige Abhängigkeit der Form von der Seele verloren zu haben scheinen.“ Eine Abneigung gegen große Menschlichkeit geht durch das ganze demokratische Jahrhundert und wirkt mächtig auf die Künste zurück. Schaffende wie Genießende scheuen, unter dem Zwange eines starken Gefühls in allen Lebensstufen zu erzittern, schämen sich jeder anderen als der ästhetisch begründeten Begeisterung und lassen nur die prüfende, tastende Logik gelten. Sie sind den geheimnißvollen Mänen des Weltgeistes gegenüber skeptisch geworden und fürchten sich vor lebhaften Aeußerungen der Lebensbejahung, als bekundeten sie damit eine knechtische Ignoranz. In allen Künsten hat man, durch diese Unterdrückung der persönlichen Gefühlsenergie, die Fähigkeit verloren, die Melodie — die eigentliche Sprache rückhaltloser Bejahung — zu produziren; man beschäftigt sich nur noch intensiv, in fast wissenschaftlicher Weise, mit den Möglichkeiten der Darstellungsmittel. Das vom Talent automatisch hervorgebrachte, vom Geschmack fein ausselektirte Metrum wird mit einem Gedanken nothdürftig verbunden; es ist nicht mehr der aus heißem Gefühl aufsteigende Gedanke, der das Metrum in den lustvollen Umarmungen einer stürmischen Weltliebe als lebendigen, architektonischen Organismus erzeugt. Die Malerei kennt nur noch das Auge und hält die Ergebnisse virtuosen Sehens für gereinigte Kunst. Was die neue Bilderkunst bietet, enthält oft feine und stolze Schönheiten; aber sie scheinen an der StraÙe gefunden und stehen in groteskem Gegensatz zum Stoff, den der Zufall gegeben hat. Schönheitwerthe, die durch das wechselvolle Spiel der Eigenfarben mit Licht und Luft und in den Zufälligkeiten der Formbildungen entstehen, findet man überall. Sogar ein elker Kothhaufe kann optisch noch sehr schön sein. Warum malt der Künstler nicht auch den in herrlicher Farbigkeit schillernden Unrath? Weil er unklar fühlt, daß der Mensch nicht nur Auge ist und daß der Abscheu alle vom koloristisch-Ornamentalen ausgehenden Schönheitsempfindungen hemmen würde. Der Gegenstand gewinnt in diesem Falle also doch eine entscheidende Bedeutung. Man braucht diese Lehre nur konsequent anzuwenden, um zu der Erkenntniß von der inneren Verwandtschaft zwischen Form und Stoff, Aesthetik und Gefühl zu gelangen. Ein gleichgiltiges Stück Natur braucht nicht gemalt zu werden — es sei denn als Studie —, weil ich es jeden Tag reicher und wechselvoller sehe, als der Maler es zeigt. Denn ich sehe es im Zauber der Bewegung. Aber dieses Stück Natur, lautet die Antwort, wird durch ein Temperament gesehen und nicht das Was, sondern das Wie ist entscheidend. Da käme es also auf die Qualität dieses Temperamentes an; darauf, ob es fähig, ist die Prosa zum Gedicht zu erhöhen. Nun: die Temperamente der berliner Sezessionisten genügen mir nicht, weil ich, auch ein Laienschüler der Manetkreise und ein sehr dankbarer, reicher und mannichfaltiger anschauen gelernt



habe als sie. Ich sehe jeden Tag, im Freien, im Zimmer, in Fabrikräumen, vor den kleinen und großen Objekten der Natur, Schöneres und Charakteristischeres als diese anspruchsvollen Maler. Das Temperament, mit dem ich anschau, bietet mir größeren Reichthum. Daß die Maler ihre Eindrücke mit Pinsel und Farbe darstellen können, ist ein großer Vorzug, macht sie aber nicht zu höheren Menschen. Wäre ich im Besitz dieser zum großen Theil lehr- und lernbaren Fähigkeit, so würde ich nicht irgend eine von den Schönheiten, die die Natur dem erzogenen Auge bietet, mit ästhetischem Behagen und feiner Technik nachmalen, sondern die Eindrücke sammeln, nach ihren Graden ordnen und versuchen, mit dem reichen Baumaterial einer durchaus naturalisirten Anschauung Architekturen der Kunst hervorbringen, würde einen Reinigungsprozeß vornehmen, das Wesentliche vom Zufälligen sondern und das unmittelbar Beobachtete in seiner Eigenart so übersteigern, daß sich in dem künstlerischen Ergebniß alles Verwandte, als in seiner Quelle, spiegelte. Zu solcher Arbeit braucht man freilich die leitende Idee. Den Impressionisten aber scheint das Zufällige, Störende, die Dissonanz von Schönheit und Stoff, ein besonders feiner Witz. Der Kontrast, daß das Reine und Erhabene die Wangen der Alltäglichkeit auf sich dulden muß, spricht lebhaft zum modernen Gemüth, das nichts mehr von einer sittlichen Weltidee wissen will und im Zweifel höhnisch geworden ist. Solche Wege führen nicht zur großen Kunst, sondern in ihren Endungen zur pathetischen, ornamentalen Karikatur und zu einer gewissen Art von rein dekorativer Malerei. Auf dem ersten Wege sehen wir die bewundernswerthen Talente von Degas bis Lautrec, von Beardsley bis Heine; auf dem zweiten neben Anderen die Neo-Impressionisten. Diese schaffen mit leuchtenden Tupfen ein Stück fast gegenstandsloser Farbigeit, die im Zimmer flimmert und glimmt, wie ein ornamentales Mosaik glitzert und reine, ideenlose Dekoration ist. Das ist immerhin ein Ersatz.

Auch solcher Spezialitätenkünste sind die berliner Sezessionisten nicht fähig; trotzdem spricht man in ihren Kreisen von dem Werth der Persönlichkeit. Wo eine solche sich bethätigt, nicht der Gegenstand, sondern das Verhältniß der Künstlersseele dazu geschildert wird, hat der Anschauende stets einen Gewinn; denn sich mit einer Seele zu unterhalten, ist immer lehrreich und interessant. Es brauchen ja nicht durchaus geniale Seelen zu sein. Heroische Empfindungen darf man nicht von Allen verlangen; aber doch die Treue für das Eigenste und die Liebe zur Welt. Mag der Maler sein Stück Natur mit inniger Gemüthlichkeit erleben, mit kalter Resignation, jauchzender Freude, frommer Ehesucht oder wildem Belthohn: alle diese Gefühlsformen sind, so weit sie echt sind, Abzweigungen, Reflexe, Reaktionen oder Brechungen der einen großen, bejahenden Weltliebe. Nur der Indifferentismus, der mit Aesthetik und Handwerk kunstvoll spielt, die Eitelkeit, die das naive Gefühl

verdrängt, sind ewig unfruchtbar. Die Bilder der französischen Impressionisten sind werthvoll, weil sie gefühlt sind. Zwar ist das Gefühl selten groß und tief, aber es ist wahr und sehr koncis. Darum sieht das Auge dieser Maler mehr und besser als das ihrer deutschen Modeschüler, die gar keine Persönlichkeiten sind. Manet malte sein Spargelbild, weil ihm die Sache so gut gefiel. Warum sollte er nicht auch einmal Spargel malen, nachdem er Bilder wie die „Olympia“ oder „Le Repos“ geschaffen hatte? Die Freude an der Nachschrift der Natur, die reine Lust am Objekt wird nie verschwinden; auch die alten Niederländer malten Früchte und Fische und allerlei Stilleben mit behaglicher Freude am Virtuosenhum. Daneben hatten sie dann freilich ihre große psychologische und repräsentative Kunst. Die jungen berliner Segeffionisten rennen nun aber wie aufgeschreckte Hühner umher: „Haben Sie den Spargel gesehen? Das genialste Bild des Jahrhunderts! Donnerwetter!“ Und ihr ganzer Ehrgeiz erschöpft sich darin, ein unbedeutendes Objekt so gut malen zu können, wie Manet es gemalt hat, selbst wenn die Natur leise noch anderer Richtung drängt. Das ist dann ihre „Persönlichkeit“.

Das technische Können soll gewiß nicht unterschätzt werden; und daß Anton von Werner nicht mehr Vorbild der neuen Jugend ist, sondern Manet und seine Nachfolge, ist sicher gut. Aber eine eigene Kunst haben wir damit immer noch nicht. Denn hätte Manet diesen Leuten nicht gelebt, so wären sie gelassen beim Malprinzip Antons geblieben, hätten aus eigener Kraft nie einen neuen Weg gefunden. Darum finden sie auch jetzt den Weg allein nicht weiter. Sie leben von der Logik einer guten neuen Wahrheit, die nun salonsfähig zu werden beginnt, ein Produkt umfassender geistiger Revolutionen ist und deshalb ein Lebensrecht behaupten kann. Doch die neuen Gebiete dieser Wahrheit sind künstlerisch eben erst erschlossen; tausend Wunder und Möglichkeiten harren noch der Entdeckung. Die Jünger lauen aber endlos das Lehrbare von den Grundsätzen der Meister wieder, trivialisiren die großen Ideen und wir erleben das alte Schauspiel: Die Revolutionäre werden, ohne es zu merken, eine konservative, reaktionäre Kaste. Sie sind unpersönliche Glieder einer täglich wachsenden Majorität, die innerhalb der deutschen Gesamtheit noch eine Minorität ist; so können sie sich als Neuerer, Vorkämpfer fühlen, wo sie doch nur Parteigänger sind. Ist ein Sozialdemokrat aber eine Persönlichkeit, nur weil er zur selbständigsten politischen Partei gehört?

Am ehrlichem Suchen nach Größe oder Innigkeit fehlt es gewiß nicht. Stevogt, der mit den Bildern seiner münchener Periode ein schönes Versprechen gab und dann zum Impressionismus überging, findet vielleicht einmal zu sich selbst zurück. Vorläufig lernt er noch malen. Der „D'Andrade“ des vorigen Jahres war ein Versuch, zur Helle zu gelangen, und sein neues großes Reiterportrait ist eine fleißige Lichtstudie. Der graue Pferdekopf ist

vor grauem Himmel gut, alles Uebrige aber ziemlich zaghaft und unselbständig gesehen, so sicher sich die Technik auch giebt. Das Bild ragt als Ganzes wenig, in manchen Partien überhaupt nicht über Das hinaus, was schon längst auf Schlachtenbildern geleistet worden ist. Lebhafter spricht das Reiterbild von Trübner an. Diese resolute Malernatur wird in jüngster Zeit mit Recht zu unseren Besten gezählt. Das Handwerk versteht er prachtvoll, doch berauscht er sich auch daran; er liebt die Farben und die Art, sie aufzutragen, den Pinselstrich und jede Finesse der Technik, liebt das Alles bis zur Poesie und leitet aus seiner Materie alle Sensationen ab. Daneben hat er noch weniger höhere Interessen als Leibl — auch ein reines Pinselgenie —, trotzdem er sich berufen fühlt, der Sezession eine unglaubliche Vorrede zu schreiben. Seine neuen Bilder sind sehr gut gemalt. Man sagt, das Reiterbild sei Ergebnis von ein paar Duzend Studien; doch sieht es nicht aus wie ein Ergebnis, sondern nur wie eine, wie die beste von diesen Studien. Den Geist, der im Hause Trübner herrscht, spürt man auch vor einem Bilde von Alice Trübner: das Portrait einer Malerin, die im Bette liegend dargestellt ist. Auch hier ist das Einzelne breit und sicher gemalt; aber so groß die Kultur des Auges ist, so bedenklich ist es um die geistige Kultur dieser beiden Oelfarbenhändiger bestellt. Das fastige Talent Trübners erniedert sich selbst, da es sich vom Kunstmittel ganz abhängig macht. Doch schlimmer noch ist die Geistigkeit des unausstehlich tüchtigen Corinth. Dieser berbe Ostpreusse kann wirklich viel und Vieles; aber mit welcher gespreizten Originalitätsucht, in der Maske grober Natürlichkeit, wendet er es an! Er kokettirt mit seiner animalischen Vollständigkeit und sucht jedes Jahr mit neuen geistreichen Cynismen zu verblüffen. So wird er der Maler des berliner Premierienpublikums. Nie ist er darum verlegen, einen großen antiken Stoff ins Rüpelhafte zu verzerrern, allegorische Wispchen auf riesenhafte Leinwände zu bringen oder sich durch literarisch gefärbte Ausrichtigkeiten den Anschein psychologischer Tiefe zu geben. Und dann mast er seine Bilder doch wieder so gut herunter, daß man herzlich bedauert, ein so starkes Talent der Mode zum Opfer fallen zu sehen. Auch an Leistikow, der doch ein tiefer, wahrer Künstler ist, erlebt man keine Freude mehr. Er scheint die Grenzen seiner Natur erreicht zu haben, übertreibt nun eine persönliche Anschauung und travestirt fast seine Eigenart. Die märkischen Waldbilder der letzten Zeit sind nicht mehr Vereinfachungen der Natur, sondern Brutalisirungen, seine Art gleitet immer mehr ins Tapetenhafte und äußerlich Dekorative hinein. Eben so ergeht es Ludwig von Hofmann, vor dessen neuen Bildern Einem das Herz wackelt. Die Hoffnung war, aufgeben. Schon die Ausstellung bei Keller & Reiner erschreckte; jetzt beschäftigt er hier die schlimmsten Befürchtungen. Nicht eine

Spur von Natur ist mehr in seiner Arbeit; er kopirt schon die eigenen Farben, Formen und auch die Empfindungen, die er früher lebte. Das Gefühl ist erstorben und das System tritt an seine Stelle. Einst glaubten wir, er würde Liebermann in den Schatten stellen und unser großer Künstler werden; nun aber bleibt er nicht einmal beim schon Erreichten stehen, sondern geht zurück und Liebermann, der viel Ältere, verbessert sich mit jedem Jahr. Hofmann hat die Verbindung mit der Natur, die seiner umbildenden Art so nöthig ist, verloren, während Liebermann diese Verbindung im Großen immer fester knüpft. Brandenburg, der bisher wenig mehr als ein wirrer Phantast war, sich jetzt aber scheinbar zu größerer Ruhe und Klarheit erzieht, wirkt nun gegen Hofmann frisch, gesund und jung. Liebermanns Malerei ist, was sie auch beginnen mag, stets in der Nähe der ganz großen Kunst. Es bleibt immer noch ein geringer Abstand, der nur überwunden werden könnte, wenn der Maler seiner Natur noch mehr Architektonik wäre. Bei ihm ist die Einfachheit Reichthum und seine Kunst hat Stil, weil er allein in der Berliner Sezession eine volle Persönlichkeit ist.

Die Anderen, Ulrich Hübner, der Provinzmannet, Grand, die impressionistisch gewordene Knausnatur, Linde-Walther, der sanfte Kompromißler, Baluschek, der berliner Beobachter im Lokalanzeigerstil, Ruffbaum, der sachliche Prosaisler, Dreher, der Gentleman-Sezessionist, der freundliche Philipp Klein und der affektirte König: sie Alle bleiben, bei vorzüglichen technischen Qualitäten, Sklaven fremder Art. Ihre Originalität ist Effektizismus, der freilich schwerer nachzuprüfen ist als der von Stuck und Schuster-Woldan, weil die Vorbilder noch wenig bekannt und nicht allgemein gewürdigt sind. Diese Maler dürfen sich nicht beklagen, wenn man an den Ergebnissen ihrer Nähe und Tüchtigkeit uninteressirt vorübergeht, denn man hat die gebotenen Sensationen viel stärker schon vor Bildern der Franzosen genossen. Hier findet man einen neuen Witz, dort eine geschickte Kombination; aber man sieht jedesmal, wie es gemacht, wie die Natur mit dem Auge des Meisters oder verschiedener Meister zugleich angeschaut ist. Ursprüngliche Empfindungen sucht man vergebens. Alles darf nachempfunden sein, Technik, Stil, selbst Farbe und Form im Einzelnen; nur nicht die erste, die schöpferische Empfindung. Es macht die anspruchlosen Bilder Baums lieb, daß dieser Maler, der auch fast jedes Mittel von Anderen hat, im Gefühl sich selbst mehr vertraut und in aller Beschränkung ein selbständiger Mensch bleibt.

Was das Persönliche bedeutet, spürt man vor den drei großen Bildern Segantinis. Der war ein großer Künstler im Herzen, aber kein großer Maler. Vieles in seinen Bildern läßt kalt, überall verräth sich das Nüchtere und Sequälte, man spürt fremde Einflüsse, wird von der Technik nie ganz überzeugt und stets daran erinnert, daß diese reine Seele der selbst-

gesetzten Aufgabe, die beiden Kunstströmungen, die mit den Namen Böcklin und Millet bezeichnet werden können, zu vereinigen, nie gewachsen war. Da seine drei großen Bilder, die von der gleichzeitigen Ausstellung bei Keller & Reiner gut ergänzt werden, in der Sezession nicht genug Raum zum Ueberblick haben, machen sie keinen unmittelbaren Eindruck und im inneren Widerstreit steht man davor. Trotzdem ist die Begegnung ein Erlebnis. Das Gefühl schließt sich, es mag wollen oder nicht, dieser ehrlichen Seele auf immer an, steht unter ihrem Einfluß, wenn es zustimmt, und auch, wenn es ablehnt. Das vollbringt die Kunst einer einsamen Persönlichkeit; sie zwingt die Majorität. Die Berliner Sezessionisten, die ein Stilleben besser malen können als Segantini, stecken tief in einer Majoritätskunst der nächsten Jahrzehnte und wirken doch nicht auf die Allgemeinheit zurück. Denn so will es der Weltgeist: je tiefer ein Mensch in seine Seele hinabsteigt, je wahrer er seinen edelsten Menschlichkeiten vertraut, desto reiner gestaltet er auch, ohne es zu wissen und zu wollen, das Allgemeine. Persönlichkeit: Das ist Wahrhaftigkeit; Individualismus: Das ist ein Leben im Dienste dieser Wahrhaftigkeit, die das erste Gesetz des Menschheitsgeistes ist.

Das lehren, leider, wieder einmal die Fremden. Neben Segantini vor Allen Rodin. Wären seine beiden herrlichen Marmorwerke, die den Besuch allein werthvoll machen, und ein paar gute Portraittöpfe von Oppler nicht da, so bliebe der Eindruck der Plastik beschämend. Tuailon und Gaul haben nicht ausgestellt und Klimsch gehört eigentlich gar nicht hierher, denn er ist ein Akademiker mit etwas sezessionistischem Esprit, der Alles nachmachen kann, was er sieht, dem aber nichts im eigenen Herzen lebt. Und besieht man seine „Salome“ genau, so ist auch das Können nicht einmal weit her, wie das unendlich langweilige Gewand beweist. Ein Künstler, der nichts zu sagen hat als Technisches, fordert zu einer Kritik des äußeren Könnens heraus; wo dagegen ein eigenthümlicher Geist waltet, kann man über manche Unvollkommenheit hinwegsehen und der Zukunft die Vollendung überlassen. Solche Talente weiß auch in Charlottenburg die Jury aber auszuschließen. So kommt es, daß man in der Sezession nicht einmal ein richtiges Bild vom Wollen und Können des jungen Nachwuchses erhält. Daher die erschreckende Leere in diesem Jahr. Neben neunundsiebenzig deutschen Künstlern findet man zweiunddreißig Ausländer. Doch was thut's? Das Publikum wird warm. Die Besuchsziffern steigen und die Zeit scheint nicht fern, wo die Sezessionistenkunst vom Herrn Damm in Gnaden aufgenommen wird. Der Werth der Vereinigung ist aber illusorisch, wenn das Prinzip des Kampfes aufgehoben wird und der Erfolg wieder einmal die Idee erstickt. Es wäre schade, denn diesen Ausstellungen verdanken wir doch reiche Anregungen und werthvolle Belehrung.



## Die Auferstehung der Hölle.

**E**s war um die Zeit, da Jesus den Menschen seine Lehre verkündete. Sie war so klar, so einfach, sie befreite die Menschen so völlig von ihrem Leid, daß Jeder ihr nachleben mußte und nichts ihren Siegeslauf hindern konnte. Beelzebub, der Herr und Gebieter aller Teufel, empfand darob große Unruhe. Er sah ein, daß seine Macht über die Menschen für immer dahin sein werde, wenn Christus nicht seiner Lehre entsage. Das beunruhigte ihn, aber noch verlor er den Muth nicht. Die Pharisäer und Schriftgelehrten waren ihm treu geblieben und er berebete sie, den Heiland zu höhnen und zu martern. Den Jüngern rieth er, ihren Herrn zu verlassen und zu meiden. Er hoffte, die schwachvolle Verurtheilung, der Abfall der Jünger, die Qual und die Aussicht auf den Martiertod werde den Heiland bestimmen, seine Lehre abzuschwören. Und dann wäre die Kraft der neuen Lehre im Keim erstickt.

Christus ward ans Kreuz geschlagen. Als er ausrief: „Mein Gott, mein Gott, warum hast Du mich verlassen!“ jubelte Beelzebub. Er ergriff die Eisen, mit denen er den entseelten Leib des Heilands fesseln wollte, und probirte ihre Festigkeit an den eigenen Füßen. Doch — horch! — da tönen vom Kreuz die Worte: „Mein Vater, vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun.“ Dann rief der Sterbende: „Es ist vollbracht!“ Neigte das Haupt und verschied.

Beelzebub raste vor Wuth. Nun war Alles verloren. Er wollte die Eisen von seinen Füßen streifen und fliehen, aber die Ketten schienen festgewachsen zu sein. Er wollte seine Flügel entfalten, aber wie Blei sanken sie kraftlos an ihm herab. Da blickte er empor und sah Christus in strahlendem Glanz vor dem Thor der Hölle und heraus strömten die Sünder in enflorner Reihe, von Adam bis zu Judas. Er sah alle Teufel die Flucht ergreifen und die Mauern der Hölle zusammenstürzen. Um ihn her breitete sich lautlose, schwarze Finsterniß.

Jahrhunderte verstrichen. Beelzebub zählte sie nicht mehr. Unbeweglich blieb er, mühsam scheuchte er die Gedanken hinweg, die immer wieder seine ohnmächtige Wuth und seinen Haß gegen Dem auslobern ließen, der sein Unglück verschuldet hatte. Doch plötzlich — er wußte nicht, wann, nach wie vielen Jahrhunderten — drang in die Totenstille ein dumpfer Lärm: ein Stampfen und Stöhnen, Heulen und Zähneklappern. Beelzebub hob den Kopf und lauschte. Daß die Hölle wieder erstehen könne, nachdem der Heiland die Erde erobert hatte: an dies Wunder vermochte er nicht zu glauben. Aber das Stampfen und Stöhnen, das Heulen und Zähneklappern wurde immer deutlicher. Beelzebub stand auf. Rasch fielen die Ketten von seinen Füßen und er fühlte die Kraft in seine Schwingen zurückkehren. Er ließ den Pfiff ertönen, mit dem er einst seine Diener zu rufen gewohnt war. Da theilte sich der dicke Nebel über seinem Haupt und Schwefeldämpfe und rothe Feuergarben schossen daraus hervor. Teufel aller Arten, große und kleine, dicke und dünne, lahme und behende, drängten und zwängten sich hindurch und scharten sich dann, wie Raben um ein Aas, um Beelzebub, ihren Meister.

„Was bedeutet der Lärm?“ fragte Beelzebub, indem er nach oben wies, woher das Heulen und Zähneklappern kam; „was geht dort vor?“

Einer der Teufel, ganz schwarz und nur mit einem Mäntelchen bekleidet, hatte sich neben Beelzebub niedergelassen; er öffnete seine rollenden Feueraugen, schloß sie dann wieder und entgegnete grinsend: „Immer das Selbe. Nichts hat sich verändert.“

„Über giebt es denn Sünder?“ rief Beelzebub erstaunt.

„Viele,“ antwortete der Schwarze.

„Und was wurde aus der Lehre des Einen, dessen Namen ich nicht nennen will?“

Der Teufel zeigte in hämlichem Lachen die spizen Zähne.

„Die Lehre kann uns nichts anhaben,“ rief eine Stimme aus dem Kreise.

„Sie glauben nicht daran“, sagte der Teufel mit dem Mäntelchen.

„Aber diese Lehre befreit die Menschen doch aus unserer Gewalt!“

„Ich habe sie aber verändert!“ erwiderte mit dem Ausdruck froher Genugthuung der Teufel, während er mit seinem riesigen Schwanz auf die Erde klöpfte.

„Wie geändert?“

„So, daß die Menschen nicht mehr an ‚seine‘ Lehre glauben, sondern an meine, die sie in seinem Namen bekennen.“

„Und wie hast Du Das angefangen?“ fragte Beelzebub, der noch immer an der Wahrheit des Gehörten zweifelte.

„Ach, es ging ganz von selbst; ich habe nur ein Bißchen nachgeholfen!“

„Dann erzähle also, wie Alles kam.“

Nach einer Pause des Ueberlegens begann der Schwarze: „Als das Entsetzliche geschah und Ihr, unser Herr und Gebieter, uns verlassen hattet, ging ich auf die Erde und durchstreifte die Gegenden, von wo die Lehre ausging, die uns verderben sollte. Ich wollte sehen, wie die Leute lebten, die sich zu ihr bekannten. Und ich sah, daß sie vollkommen glücklich waren und mir keine Macht mehr über sie hatten. Sie befehden einander nicht, widerstanden den Versucherkünsten des Weibes und hatten keine eigenen Güter; aller Besitz war ihnen gemeinsam. Sie vertheidigten sich nicht gegen Angriffe und erwiderten Böses mit Gutem. Als ich Das sah, glaubte ich Alles verloren. Da ereignete sich Etwas, das, so unbedeutend es war, meine Aufmerksamkeit erregte. Es begab sich nämlich, daß manche Menschen glaubten, ein Jeder müsse beschnitten sein und das Opferfleisch dürfe nicht gegessen werden; andere aber hielten die Beschneidung für unnöthig und meinten, man könne von Allem essen. Ich redete ihnen nun ein, es handle sich dabei um einen gewaltigen Unterschied und keine Partei dürfe nachgeben; denn es gelte dem Dienst des Herrn. Und sie glaubten mir und ihr Streit entbrannte heftiger noch als vorher. Ich sagte beiden Parteien, nur durch Wunder ließe sich die Wahrheit beweisen. Natürlich kann kein Wunder Etwas beweisen; aber sie wollten um jeden Preis Recht behalten und so glaubten sie mir. Ich verschaffte ihnen also Wunder. Das war gar nicht schwer. Sie glaubten Alles, was ihrem Wunsch, allein die Wahrheit zu besitzen, dienen konnte. Die Einen behaupteten, feurige Zungen hätten sich auf ihre Häupter herabgesenkt, die Anderen, der Meister sei von den Toten erstanden und unter ihnen gewandelt. So erfanden sie Dinge, die niemals gesehen waren;

im Namen Dessen, der uns einst Vignier genannt, logen sie, ohne es zu wissen, eben so gut wie wir. Aber ich fürchtete, man werde die allzu offenbare Lüge doch endlich merken. Da erkund ich die Kirche. Und als sie an die Kirche glaubten, war ich ruhig: denn nun waren wir gerettet."

„Was verstehst Du unter dem Wort Kirche?“ fragte Beelzebub streng; denn es ärgerte ihn, daß seine Unterthanen Klüger waren als er.

„Die Kirche hat Existenzbedingungen, die ich aufzählen will. Die Menschen überzeugen sich und die Anderen, daß ihr Gott Einzelne auserwählt hat, denen er allein das Recht verlieh, seine Lehre richtig zu verkünden. Nur sie, die sich die Kirche nennen, wähen sich im Besitz der Wahrheit; nicht, weil Das, was sie predigen, wahr ist, sondern, weil sie sich für die allein berufenen Nachfolger des Meisters und seiner Jünger halten.“

„Und zu welchem Zweck sollte die Menschheit die Lehre Christi in einer für uns so nützlichen Weise umgewandelt haben?“ fragte Beelzebub.

„Ganz einfach“, ergegnete der Teufel: „Weil, nachdem sie sich als die einzigen wahren Verkünder des göttlichen Gesetzes erkannt und auch die Anderen davon überzeugt hatten, sie die obersten Lenker des menschlichen Schicksals waren und die höchste Macht über die Gläubigen erlangten. Als sie nun fest in der Macht saßen, wurden sie bald übermüthig und verderbt. Dadurch entstand natürlich Unwille und Feindschaft. Um ihre Feinde zu bekämpfen, begann die Kirche, Alle, die ihre Macht nicht anerkennen wollten, zu verfolgen, zu martern und zu verbrennen. Und ihr unheiliges Leben und ihre Grausamkeit gegen die Feinde mußte sie nun als einen unentbehrlichen Theil ihrer Lehre darstellen.“

„Und doch war diese Lehre so klar und einfach“, sagte Beelzebub, der nicht glauben mochte, daß seine Diener da gesiegt hätten, wo er gescheitert war. „Es ist doch unmöglich, daran zu deuteln. Verkündet ist ja: Alles, was Ihr wollt, daß Euch die Menschen thun, Das thuet ihnen auch.“

Der Schwarze antwortete: „Da oben auf der Erde giebt es ein Märchen von einem guten Zauberer, der einen Menschen aus der Gewalt des bösen Zauberers retten wollte. Er verwandelte ihn in ein Hirsekorn, aber der Böse machte sich flugs zum Hahn und hätte das kleine Korn verschluckt, wenn der gute Zauberer es nicht mit einem Schffel anderer Hirsekörner bedeckt hätte. Der Böse konnte das eine Korn nicht mehr herausfinden, — und so war der verwandelte Mensch gerettet. Auf meinen Rath machten die Menschen es eben so mit der Lehre Christi. Sie fanden, daß die Heilige Schrift des Gesetzes in neunundvierzig Büchern enthalten ist, und jedes Wort dieser Bücher war für sie die Offenbarung Gottes, der Heilige Geist. Sie bedeckten die eine gewisse Wahrheit mit so vielen eingebildeten Wahrheiten, daß es unmöglich war, sie alle anzunehmen oder die eine, die den Menschen noththut, herauszufinden. Das war das erste Mittel, womit die Kirche die Lehre zu unserem Heil veränderte. Das zweite, das sie länger als tausend Jahre anwandte, bestand darin, Alle lebendig zu verbrennen, die nach der Wahrheit forschten. Heute ist dieses Mittel nicht mehr im Gebrauch; aber sie schimpfen und schmähen die Wahrheitsucher so laut und gemein, daß deren Zahl von Tag zu Tag kleiner wird. Aber sie haben noch ein drittes Mittel. Da sie sich Kirche nennen und unfehlbar dünken, lehren sie, so oft es ihnen nöthig scheint, einfach das Gegentheil Dessen, was



in der Schrift steht. So steht zum Beispiel geschrieben: „Wenn Du aber betest, so gehe in Dein Kämmerlein und bete zu Deinem Vater im Verborgenen.“ Sie aber lehren, daß man in den Tempeln beten soll, bei Orgelklang und Gesang. Oder es steht geschrieben: „Ich aber sage Euch, daß Ihr nicht schwören sollt.“ Sie aber lehren, daß man den Behörden Gehorsam schwören und Alles thun muß, was sie auch immer verlangen. Ferner ist geschrieben: „Du sollst nicht töten.“ Sie aber lehren, daß man im Krieg nicht nur töten darf, sondern daß dann der Totschlag sogar eine verdienstliche Handlung ist.“

Der Teufel hatte geendet; sein wildes Auge blickte neugierig auf Beelzebub.

„Du hast sehr gut gethan“, sagte der Gebieter und lächelte befriedigt. Alle Anderen brachen in freudiges Gelächter aus.

„Also hat sich nichts geändert? Es giebt immer noch Säufer und Räuber und Mörder?“ fragte Beelzebub vergnügt.

Alle wollten auf einmal reden und sich vor dem Herrn mit ihren Verdiensten brüsten.

„Es ist nicht mehr wie früher! Viel besser ist es,“ sagte der Eine.

„Die Räuber von heute sind viel schlimmer als die der alten Zeit,“ riefte ein Anderer.

„Wir haben kaum Zeit, den Siedekessel für alle Mörder zu heizen“, brüllte ein Dritter.

Russ. „мѣсяцъ 19., 1907 г.“, „новое. Религ. вѣд.“, „агатицк. Стimmengewirr.“ „Der Teufel der Ausschweifung trete vor. Er soll erzählen, wie er anfängt, die Jünger Dessen zu verführen, der gesagt hat: „Wer ein Weib ansiehet, ihrer zu begehren, Der hat schon mit ihr die Ehe gebrochen in seinem Herzen.““

Ein brauner Teufel mit gedunsenem Gesicht und geiferndem Munde trat vor. Er kauerte sich demüthig vor Beelzebub, neigte den Kopf zur Seite, wedelte mit dem Schweiß und begann langsam: „Wir benutzen dazu die alten Mittel, die Du, Herr und Gebieter, schon im Paradies anwandtest und mit denen Du uns das ganze Menschengeschlecht sichertest; aber wir wenden auch neue Methoden an, die uns die Kirche selbst liefert. Wir reden den Leuten ein, die Weihe der Ehe bestehe darin, daß man im schönsten Puz in den Tempel schreitet, eigens für diesen Zweck gemachte Hüte aufsetzt und unter allerlei Gesängen dreimal um einen kleinen Tisch geht.“ Wir reden ihnen ein, nur darum handle sich bei einer wahren Ehe, und die Menschen glauben natürlich, daß jede andere Vereinerung von Mann und Weib nur ein Vergnügen ist, das zu nichts verpflichtet und dem sie sich nur zur Befriedigung ihrer Lust hingeben.“

Der braune Teufel neigte den Kopf auf die andere Seite und sah schweigend auf Beelzebub, um die Wirkung seiner Worte zu erkennen.

Beelzebub nickte zustimmend.

„Durch diese Mittel erzielen wir die besten Erfolge, ohne freilich auf die von Dir schon im Paradies erprobten — die verbotene Frucht und die Neugier — zu verzichten.“ Das fügte der Braune hinzu, um seinem Herrn zu schmeicheln.

\*) Russische Hochzeitsbräuche.

„Da sich die Menschen einbilden, daß sie in der Kirche noch eine wahre Ehe eingehen können, nachdem sie sich vorher schon mit vielen Frauen verbunden hatten, so gewöhnen sie sich an die Ausschweifung und fröhnen ihr auch nach der kirchlichen Eheschließung weiter. Wenn ihnen aber aus irgend einem Grunde die Pflichten, die ihnen die Ehe auferlegt, unbequem werden, dann verstehen sie es so einzurichten, daß sie zum zweiten Mal den Rundgang um den kleinen Tisch machen können, und die erste Ehe wird als null und nichtig betrachtet.“ Der Teufel schwieg und wischte sich mit dem Schwanz den geifernden Mund.

„Das Verfahren ist gut, sehr gut“, schmunzelte Beelzebub befriedigt. „Wer hat die Räuber unter sich?“

„Ich!“ schrie ein großer Teufel mit gewundenen Hörnern und unförmigen Händen und trat aus Reihe und Glied.

„Der die Hölle besetzt hat, lehrte, wie die Vögel unter dem Himmel zu leben und Dem, der den Mantel nimmt, auch den Rock nicht zu wehren. Wie konntet Ihr nun die Menschen, die solche Worte gehört haben, zum Rauben verleiten?“ Mit dieser Frage begann das Verhör.

„Genau so“, war die Antwort, „wie Du, Herr und Gebieter, es thatest, da Saul zum König gewählt wurde. Auch heute sagen wir den Menschen, daß es einträglicher sei, statt einander zu berauben, dieses Geschäft einem Einzigen zu überlassen, dem man die Macht über Alle giebt. Wir führen diesen Einen in einen Tempel, krönen ihn mit einer besonderen Kopfbedeckung, lassen ihn auf einem erhöhten Sessel sitzen, in den Händen einen Stab und eine Kugel halten, und salben ihn mit Oel. Im Namen Gottes und des Sohnes wird er auf diese Weise heilig gesprochen; und diese geheiligte Person kann, wenn sie will, nebst ihren Helfern und Helfershelfern nun das Volk nach Herzenslust plündern. Dann werden gewöhnlich noch Gesetze und Verordnungen erlassen, damit, auch ohne besondere Salbung und Weihe, die müßige Minderheit die arbeitende Mehrheit ungestraft berauben kann. Wie Du siehst, Herr, ist das neue Verfahren im Grunde eben so brauchbar wie das alte.“

Sichtlich erfreut rief Beelzebub: „Vortrefflich! Doch weiter. Wer hat die Morde unter sich?“

„Ich!“ rief laut ein blutrother Teufel mit riesigen Zähnen und spitzen Hörnern.

„Wie fängst Du es an, Die zu Mördern zu machen, deren Meister sagte: Liebet Eure Feinde?“

„Den größten Theil der Mörder“, entgegnete der Rothe, „hat uns das Dogma von der Unfehlbarkeit der Kirche geliefert. Alle, die sich zur alleinigmachenden Kirche bekannten, glaubten, es sei Verbrechen, ihre Lehre anders zu deuten als sie selbst. Deshalb schien es ein Gott wohlgefälliges Werk, die Leute, die Solches wagten, zu töten. Und so wurden denn Hunderttausende gemartert und getödtet. Die Mörder aber hielten sich für heilige Werkzeuge des göttlichen Willens.“

„Wie aber verleitet Ihr die Menschheit zum Mord, da doch geschrieben steht, daß alle Menschen Kinder eines Vaters sind und daß man seine Feinde lieben soll?“

Der rothe Teufel lachte und klopfte sich vergnügt mit dem buschigen Schwanz

auf den Rücken. „Wir lassen eben jedes Volk glauben, es sei das Beste auf der Erde. Deutschland, Deutschland über Alles, Frankreich, England, Rußland über Alles: daher muß es natürlich auch über alle anderen herrschen. Jede Nation ist davon überzeugt und fühlt sich daher immer von dem Nachbarn bedroht. So hassen sie einander und sind stets zur Verteidigung bereit. Und immer umfangreicher werden die Rüstungen zum Kampf und immer glühender wird der Haß der Völker gegen einander. Mit dem größten Eifer bereiten den mörderischen Krieg gerade die Menschen vor, deren Meister uns Mörder schalt.“

„Klug erdacht“, rief Beelzebub in heller Bewunderung. „Doch die Gelehrten müssen ja sehen, daß die Kirche die Lehre verfälscht hat; warum stellen sie sie nicht wieder her?“

„Das können sie nicht“, rief ein anderer Teufel, dessen schlaffe Glieder ein langer schwarzer Mantel bedeckte.

„Warum nicht?“ fragte Beelzebub streng, denn der selbstbewußte Ton des Unterthanen paßte ihm nicht.

Ohne sich einschüchtern zu lassen, begann der Teufel gemächlich seine Erklärung: „Das können sie nicht, weil ich ihre Aufmerksamkeit von Dem ablenke, was sie wissen können und brauchen, und ich ihnen Dinge zeige, die sie nicht brauchen und nicht wissen können. Anfangs hieß ich die Leute glauben, ihre Hauptaufgabe sei, die verschiedenen Beziehungen zwischen den Personen der Dreieinigkeit zu kennen. Die Herkunft Christi, sein Wesen, der Geist Gottes beschäftigten sie so völlig, daß sie vergaßen, was ihnen der Heiland über das Leben gesagt hatte. Als diese Betrachtungen sie dann so weit geführt hatten, daß sie aufhörten, sich selbst zu verstehen, schwankte ich Einigen vor, es sei ungeheuer wichtig, die Schriften eines Mannes, der tausend Jahre vor ihnen in Griechenland gelebt hatte und Aristoteles hieß, zu erforschen und zu erklären. Anderen zeigte ich das Mittel, Geld zu machen, als höchstes Ziel, wieder Anderen das Elizier, das alle Krankheiten heilt und ewige Jugend verleiht. An diese und ähnliche Dinge verschwenden noch heute die Klügsten unter ihnen all ihre Weisheitskraft. Sie sind ganz durchdrungen von der Wichtigkeit ihrer Beschäftigung und fahren emsig fort, zu forschen, zu schreiben, zu drucken u. d. von einer Sprache in die andere alle Ergebnisse ihrer Untersuchungen und Erfindungen zu übertragen, die zum größten Theil werthlos sind. Wenn sie wirklich einmal Ertrag bringen, so besteht er darin, daß die Gemüthe der wenigen Reichen erhöht oder die Leiden der unendlich vielen Armen verschlimmert werden. Damit sie aber nie erfahren, daß nur die wahre Lehre Christi ihnen heilsam sein kann, rede ich ihnen ein, daß jede religiöse Lehre, auch die des Heilands, nur Irrthum und Aberglaube ist und daß die wahren Gesetze des Lebens nur das Studium der alten Geschichte erkennen lehren kann. Um sie immer mehr in ihrem Irrthum zu bestärken, zeige ich ihnen, daß es eine Reihe von Kenntnissen giebt, die man Wissenschaft nennt, und daß deren Behauptungen eben so unfehlbar sind wie die der Kirche. So lange die Menschheit in ihrem blinden Glauben an die Unfehlbarkeit der Wissenschaft beharrt, wird sie nie die Lehre Christi begreifen, die beinahe unser Verderben geworden wäre.“

„Sehr gut“, rief Beelzebub und sein Gesicht strahlte vor Freude. „Ich bin höchst zufrieden mit Euch und Ihr sollt nicht unbefolgt bleiben.“

„Und wir? Und wir? Uns hast Du vergessen!“ riefen die anderen Teufel, die noch nicht zu Wort gekommen waren.

„So spricht! Was thut Ihr?“

„Ich bin der Teufel des Fortschritts!“ schrie der eine. „Ich der Arbeitstheilung“, flüßte ein anderer. „Ich des Verkehrs, des Buchdrucks, der Kunst, der Kultur, der Verblöschung, der Wohlthätigkeit!“ So brüllten und johlten sie und drängten sich um den Gebieter.

„Jeder soll einzeln sprechen und so kurz wie möglich,“ entschied Beelzebub. Er wandte sich an den Teufel des Fortschritts. „Was thust Du?“

„Ich zeige den Leuten, daß sie um so glücklicher werden, je mehr Gegenstände sie hervorbringen. So vergeuden sie ihr Leben damit, Neues zu erfinden, obwohl es Denen nicht nützt, die es machen lassen, und Denen unerreichbar ist, die es produziren.“

„Gut. Und Du?“ fragte Beelzebub den Teufel der Arbeitstheilung.

„Ich lehre die Leute, daß, weil Maschinen schneller arbeiten als Menschen, man die Menschen zu Maschinen machen muß. Sie thun es auch und die Menschen, die wie Maschinen arbeiten, lassen die anderen, die sich ihrer bedienen.“

„Auch gut. Und Du?“

„Ich“, sagte der Teufel des Verkehrs, „rede den Menschen ein, daß ein möglichst schneller Wechsel des Aufenthaltsortes sie glücklich macht. Statt nun zu versuchen, das Leben daheim besser zu gestalten, reisen sehr Viele von Ort zu Ort und sind stolz, wenn sie fünfzig Kilometer und mehr in der Stunde zurücklegen.“

Beelzebub lächelte wohlwollend. Dann trat der Buchdruckteufel hervor und erklärte, seine Aufgabe sei, einer möglichst großen Zahl von Menschen alle Thorheiten und Schändlichkeiten mitzutheilen, die auf der Erde begangen werden. Der Teufel der Kunst erzählte, wie er die Leute dadurch zum Laster verführe, daß er es ihnen unter den verlockendsten Formen zeigt. Der Teufel der Kultur rühmte sich, er habe die Leute überzeugt, daß Alles, womit sich die Teufel des Fortschritts, des Verkehrs, der Kunst und der Arbeitstheilung beschäftigen, eine Art Tugend sei, die den Menschen befriedige und ihn aller Sorge um sonstige Vervollkommnung enthebe. Der Teufel der Verblöschung berichtete, daß er den Menschen verleite, sich durch Wein, Opium, Tabak und Morphinum zu betäuben, um seine Leiden vergessen. Der Teufel der Wohlthätigkeit sagte, daß sich die Menschen, die nach Centnern stehlen, für sehr tugendhaft halten, wenn sie den Bestohlenen einige Gramm zurückerstatten.

„Ich bin der Luxus!“ „Ich bin die Mode!“ schrien andere Teufel.

Beelzebub wehrte sie ab. „Schon gut; ich danke Euch und werde Alle belohnen.“ Er bewegte die Flügel und richtete sich hoch auf. Die Teufel umringten ihn wie eine feste Kette. Am einen Ende stand der Teufel mit dem Mäntelchen, der Erfinder der Kirche, am anderen der schwarze Teufel der Wissenschaft. Beide reichten einander die Hände und schlossen so den Kreis. Und Alle tanzten mit Schreien und Lachen, Johlen und Pfeifen um Beelzebub, ihren Herrn und Gebieter. Und von oben her drang aus der Hölle Weinen und Jammern, Heulen und Zähneklappern.



## Graf Albert Apponyi.

Man klagt in Budapest oft darüber, daß die ausländische und insbesondere die deutsche Presse über die politischen und parlamentarischen Verhältnisse Ungarns falsch unterrichtet sei. Wer jedoch die Quellen kennt, aus denen der größte Theil der deutschen Presse zu schöpfen pflegt, wird sich nicht wundern, daß im Deutschen Reich nur in den seltensten Fällen ein objektives Urtheil über ungarische Politik und ungarische Politiker gefällt werden kann. Die deutschen Zeitungen erhalten ihre Informationen — Ehre den wenigen Ausnahmen! — entweder aus dem Preßbureau oder von „alldeutschen“ Berichterstattern oder aber (was das Schlimmste ist) auf dem Umwege über Wien. Nie-mals war dieser Uebelstand fühlbarer als bei der Beurtheilung des „Falles Apponyi“. Der Präsident des ungarischen Abgeordnetenhauses wird heute als Reaktionär, morgen als Radikaler, bald als Höfling, bald als Feind des Königs geschildert; von der Journalisten Haß und Gunst (freilich meist von ihrem Haß) entstellt, schwankt sein Charakterbild in der Geschichte. Das Hofballintermezzo, das von den Blättern des In- und Auslandes nach allen Regeln der Schwarzen Kunst — oder vielleicht auch der Kunst des Anschwärmens — behandelt wurde, giebt die erwünschte Gelegenheit, die Verhältnisse einmal darzustellen, wie sie sind.

Ungarn hat heute zwei Staatsmänner großen Stils: den Ministerpräsidenten Koloman Szell und den Grafen Albert Apponyi. Beide sind Meister der Rede, Kenner des Parlamentes, politische Talente und politische Charaktere und es ist für die Länder der Stefanskrone erfreulich, daß diese Männer, die Jahre lang, obwohl persönlich befreundet, einander als Politiker feindlich gegenüber standen, jetzt endlich in einem Lager sind und Hand in Hand für die Politik wirken, der Franz Deak im Ausgleichsgesetz vom Jahr 1867 den Weg gezeigt hat. Je mehr die Popularität Szells leidet (und ein mehrmonatiger erbitterter Kampf der Opposition gegen einen Ministerpräsidenten schadet naturgemäß immer seiner Volksthümlichkeit), desto mehr tritt Graf Apponyi in den Vordergrund. Das aber ist manchen Politikern in Ungarn und auch in Oesterreich nicht angenehm. Man muß nämlich wissen, daß Graf Apponyi fast zwanzig Jahre an der Spitze der Opposition stand und viele Regierungen stürzte, deren ehemalige Anhänger auch jetzt noch zum Theil im Parlament, in den Ministerien, in den Komitaten und im Preßbureau eine Rolle spielen. Diese alten Gegner Apponyis bekämpfen ihn heute nicht mehr offen, denn er ist ja die mächtigste Stütze des neuen Regierungssystems, der Präsident des Abgeordnetenhauses und der populärste Staatsmann der Majorität, aber insgeheim scheint der alte Groll noch fortzuwuchern, wie manche unter offiziösem Zeichen erschienene Berichte in deutschen Blättern be-

wiesen. Eben so sind die „alldeutschen“ Berichterstatter nicht für Apponyi eingenommen, in dem sie einen chauvinistischen Politiker fürchten, obwohl Graf Apponyi nicht nur ein überzeugter Anhänger des Bündnisses mit Deutschland, sondern auch ein Freund der deutschen Wissenschaft, der deutschen Literatur und der deutschen Musik ist — eine langjährige Freundschaft verband ihn mit Richard Wagner —, für die er in Ungarn viel gethan hat. Was schließlich die wiener Presse betrifft, so wird er von einem Theil als „Klerikaler“ gebrandmarkt; man wirft ihm immer wieder vor, er sei gegen die Civilehe gewesen; und dieser Vorwurf wird bis zum Ueberdruß variiert. Und doch hat Ungarn dem Grafen Apponyi die freisinnige Kirchenpolitik zu danken. Er hat diese Politik bei dem „liberalen“ Ministerium Szapary, das den Kampf gegen die Uebergriffe des Klerus nicht wagte, vertreten; und erst als die neue Regierung — das Cabinet Bekerle — Apponyi übertrumpfen und, statt der von dem Grafen vorgeschlagenen fakultativen, die obligatorische Civilehe einführen wollte, trat Apponyi gegen diesen Antrag der Regierung auf. Seltsam, daß manchen wiener Redakteuren, denen noch nie in den Sinn kam, für Oesterreich die Civilehe zu fordern, Apponyi als schwärzester Klerikaler erscheint, weil er die fakultative Civilehe für liberaler hält als die obligatorische.

Jetzt, wo die neue Militärvorlage im Vordergrund steht, sucht man, zur Abwechslung, Apponyi als Feind der „einheitlichen Armee“ und als Gegner der „Monarchie“ darzustellen. Vor Allem ein Wort über den Kampf gegen die Wehrvorlagen. Es ist begreiflich, daß der österreichische Reichsrath der Erhöhung des Rekrutenkontingentes fast ohne Debatte zustimmte, denn die österreichischen Parteien wollen einander auf dem Turf der Loyalität den Rang ablaufen. In Deutschland jedoch sollte man den Kampf, der jetzt in Ungarn geführt wird, nicht durch österreichische Brillen betrachten. Selbst Bismarck hat ja mit einer ähnlichen Vorlage einmal einen Misserfolg erlebt und erst nach einem Appell an das Volk die Verstärkung der Wehrmacht durchzusetzen vermocht. Und wenn der Widerstand gegen Bismarck erlaubt war, wird er doch wohl auch gegen einige Generale der österreichisch-ungarischen Armee gestattet sein. Das nur nebenbei. Graf Apponyi war von den Wehrvorlagen eben so wenig entzückt wie die anderen Steuerzahler. Er legte seine Meinung über die Entwürfe in einem Memorandum nieder, worin er rief, durch Zugeständnisse materieller und nationaler Natur die Opfer der Bevölkerung zu lindern. Schon damals sagte er übrigens voraus, die Wehrvorlage werde auf entschiedenem Widerstand stoßen. Leider ist so gekommen. Monate währet schon die Obstruktion im Abgeordnetenhaus und das Schicksal der Wehrvorlagen ist heute eben so fraglich wie am ersten Tag. Natürlich sagten Viele dem Grafen Apponyi nach, er sei schuld an der

Obstruktion und unterstütze insgeheim die Feinde der Regierung, zu deren Anhängern er sich öffentlich zählt. „Man kann keine niedrigere Infamie ausdenken als diesen Vorwurf“, sagte der Verdächtige; aber es scheint, daß sich diese Verleumdung trotzdem nach allen Richtungen, nach rechts und links, nach unten und . . . oben verbreitete.

Der Kaiser und König Franz Joseph kam im Monat Mai nach Budapest. Er gab einen Hofball und sprach den Grafen Apponyi, wie bekannt, auf diesem Ball nicht an. Niemand in Ungarn denkt daran, dem König vorzuschreiben oder auch nur nahelegen zu wollen, mit wem er auf Hofbällen sprechen solle; doch in der Zeit einer politischen Krise, da der Kaiser-König mit Politikern auf dem Hofball sprach, aber Politik sprach, mußte Jeder in der Thatsache, daß der Präsident des Abgeordnetenhauses vom König nicht beachtet wurde, eine Absicht sehen. Wenn die Feinde Szélls und Apponyis selbst unterlassen hätten, aus dem Zwischenfall Kapital zu schlagen und überall zu verkünden, Apponyi sei in Ungnade gefallen, so hätte der Präsident doch die Pflicht gehabt, sich und dem Parlament Aufklärung zu verschaffen. Er wußte so gut wie mancher andere Politiker, daß Desider Szilagyi einst seine Würde als Präsident nur niederlegte, weil der Monarch es wünschte; und auch Apponyi wäre wohl keine Stunde auf seinem Platz geblieben, wenn er erfahren hätte, der König wünsche einen anderen Parlamentsleiter.

Doch die Bedeutung eines Politikers hängt schließlich nicht davon ab, ob der Monarch ihn einer Ansprache würdigt. Wer die englische Geschichte — und sei es auch nur aus Lustspielen — kennt, weiß, daß den populärsten und größten Staatsmännern die Königsgunst sehr oft nicht leuchtete; und die großen ungarischen Politiker, Széchényi, Deak und Kossuth, theilten oft dieses Schicksal. Doch Graf Apponyi dient dem König in Treue und persönlicher Anhänglichkeit und wollte nicht einmal den Schein einer Differenz zwischen der Krone und dem Präsidenten des Abgeordnetenhauses bestehen lassen. Deshalb erbat er sich eine Audienz und berichtete dem König, was in Ungarn geschehen sei und noch geschehe. Daß er bei dieser Gelegenheit auch den gegen ihn gesponnenen Intriguen ein Ende bereitere, darf man vermuthen, wenn man erfährt, daß Apponyi einem seiner besten Freunde erzählte: „Ich habe dem König, der sehr gnädig war, Alles gesagt, was ich zu sagen hatte. Als ich nach der einstündigen Audienz die Hofburg verließ, wußte ich, daß ich meine Pflicht als treuer, loyaler Unterthan und als guter Ungar erfüllt hatte.“ Und dennoch giebt es Zeitungen im Deutschen Reich, die es dem Grafen Apponyi verübeln, daß er seine Würde als Politiker und als Präsident des Abgeordnetenhauses selbst der Krone gegenüber mit aller Entschiedenheit wahrte. Es wäre Verrath am Parlament und an der eigenen Vergangenheit gewesen, wenn er anders gehandelt hätte.

## Selbstanzeigen.

**Zurechnungsfähigkeit oder Zweckmäßigkeit?** Franz Deuticke, Leipzig 1903.

Der Wille des Menschen ist der jedem Lebewesen innewohnende Trieb zur Selbsterhaltung, der vom Bewußtsein als Trieb nach Lustempfindung subjektiv widergespiegelt wird. Dieser unterschiedlos wirksame Trieb läuft beim bewußt handelnden Menschen innerhalb jener Vorstellungsbahnen ab, die in Folge von Vererbung, Erziehung und zufälligen Einflüssen in dem Bewußtsein des Individuums die stärkste Intensität besitzen. Jede Handlung, daher auch die gesetzlich unerlaubte, die Rechtsverletzung, das Verbrechen, hat ihren Grund in jener durch die Vorstellungintensität bedingten Triebrihtung und nicht in der freien Wahl des Handelnden. Eine subjektive Schuld im Sinn der Willensfreiheit giebt es daher weder innerhalb noch außerhalb des Strafrechtes und kann folgerichtig nicht zur Grundlage der strafrechtlichen Verurtheilung dienen. Die Kriminalstrafe ist aber weder ihrer geschichtlichen Entwicklung noch ihrer wahren Aufgabe nach durch das Vorhandensein einer persönlichen Schuld bedingt. Sie ist vielmehr eine aus dem Selbsterhaltungstrieb des Individuums hervorgegangene Schutzmaßregel der Gesellschaft und wird nicht aus absolut wirkenden ethischen Motiven, sondern aus reinen Zweckmäßigkeitgründen angewendet. Für das Strafrecht ist das verbrecherische Individuum eine Sache, wie der fallende Stein, der zündende Blitz, das reißende Thier. Zweck und Inhalt des Strafrechtes ist die Abwehr der gesellschaftlichen Gefahr. Diese Abwehr, so weit sie Sache des Strafrechtes ist, wird angestrebt durch Verhängung eines Ungemachs über den Verleher der Rechtsordnung. Bei Bestimmung dieses Ungemachs ist ausschließlich das Gesellschaftsinteresse maßgebend. Dieses Gesellschaftsinteresse bestimmt das notwendige Maß der Strafen und zieht unbewußt die zulässigen Grenzen der Humanität. Durch die Nothwendigkeit der Strafspeinigung und wiederum durch die Zwecklosigkeit übertriebener Strafmarter regulirt sich das jeweilig herrschende Strafsystem. Die in unseren Kulturstaaten herrschenden sozialen Zustände lassen die Tortur und qualifizierte Todesstrafe als verwerflich, weil zwecklos, erscheinen. Verwerflich, weil zweckwidrig, dem Gesellschaftsschutz abträglich, ist auch die grausame Peinigung der Strafgefangenen durch Schädigung ihrer Gesundheit. Die Besserung des Verurtheilten ist nicht Gegenstand des Strafrechtes, sondern der Sozialpolitik. Das Ziel der Strafe ist niemals das Individuum, sondern stets die Gesamtheit. Das Strafziel ist daher erst mit der subjektiven Wirkung der Strafe auf das Bewußtsein der Allgemeinheit erreicht, weshalb zu der Strafspeinigung und der Humanität als drittes Postulat der Zweckmäßigkeit die Oeffentlichkeit des Verfahrens hinzutreten muß. Diese Wirkung auf die Strafrechtssubjekte wird nur dann erzielt werden, wenn die Bestrafung an solchen Objekten vorgenommen wird, die mit den Strafrechtssubjekten gleichartig sind. Bei dem Strafobjekt, das die vom Strafrecht verlangte Affoziation zwischen einer bestimmten Handlung und ihrer Strafbarkeit überhaupt nicht zu bilden vermag oder im Zeitpunkte der That nicht zu bilden vermochte, besteht eine solche Gleichartigkeit mit den Strafrechtssubjekten nicht, weshalb Straflosigkeit einzutreten hat, sobald der Mangel der Einsicht in die Strafbarkeit der Handlung festgestellt erscheint.



Geisteskrankheit ist ein kriminalistisch unbrauchbarer Begriff, der eine feste Grenze zwischen Strafbarkeit und Straflosigkeit nicht zu ziehen vermag.

Wien.

Hof- und Gerichtsadvokat Dr. Moriz Brichta.

Die Grenzen der Aesthetik. Hermann Seemann Nachfolger in Leipzig.

Ich war bestrebt, die Gründe und den Charakter aller Verschiebbarkeit der Aesthetik-Grenzen darzulegen. Nach einer solchen Untersuchung wird heute um so mehr verlangt, je weiter sich die feindlichen Schaaeren von einander zu entfernen suchen, wobei sie die Fragen ihres Gemeinbesizes und ihrer Gemeinziele verkennen. Und auch außerhalb der Aesthetik selbst, wo ihr Werth und Unwerth als der einer „Wissenschaft“ von der Neutralität beurtheilt wird, auch hier hat die Feindseligkeit der verschiedenen Ansichten Unordnung entstehen und sich entwickeln lassen. Die Diskussion der meisten Streitthemen leidet daran, daß die Grundfrage unerörtert bleibt: wie weit denn von der einen und der anderen Partei die Grenzen der Aesthetik gedehnt worden sind. Die Gesamtfrage gliedert sich in drei Theile, entsprechend den drei verschiedenen Vorstellungsreihen, die hier den einen gemeinschaftlichen Namen „Grenzen“ tragen. Dabei wird im erforderlichen Zusammenhang jedesmal an die Stelle der üblichen Wesensunterscheidung die natürliche Stufenunterscheidung gesetzt. Der erste Theil behandelt die Stellung der Aesthetik im allgemeinen System der Wissenschaften. Hier bin ich auf die Wechselbeziehungen eingegangen, die zwischen der Aesthetik und ihren Nachbargebieten bestehen. Der zweite Theil behandelt die Grenzen bei der Bestimmung des Stoffes, den sich die Aesthetik zur Arbeit vornimmt. Im Zusammenhang damit wird auch die Wahl des Kunststoffes erörtert, die Annäherung der Künste und die Frage nach einer Allkunst. Der dritte Theil behandelt die Grenzen innerhalb der Verwaltung des gewonnenen Gebietes. Die Ansprüche und Befugnisse der verschiedenen Gesezesarten werden untersucht. Vorangegangen sind Antworten auf die Fragen, wer zum Aesthetiker berufen sei und welche möglichen Vorzüge in der Doppelperson des Künstlers und Aesthetikers liegen. Die einzelnen Themen erhalten die nöthigen geschichtlichen Notizen und als Leitthema zieht sich durch die Abhandlung der Gedanke, daß alle Aesthetik bei der Technik des schaffenden Künstlers anzusetzen hat, wenn sie wirksam ihrem Grundzweck nachgehen will: den Kunstintellekt des Schaffens und den der Aufnahme zu fördern. Dabei wird die Technik als Verhältniß zwischen dem vorgenommenen Kunststoff und den bewältigenden Mitteln der Darstellung gefaßt.

Schlachtensee.

Gerhart von Keyßler.

Bloden, die im Dunkeln rufen. Schaffstein & Co., Köln 1903.

Feier.

Im Garten meiner Seele  
Da ist es wunderbar,  
Da gehn meine weißen Träume  
Mit Chrysanthemem im Paar.

Im Garten meiner Seele  
Da singen sie märchentief  
Von der großen Sehnsucht der Liebe,  
Die Jahre lang in mir schlief.

Und leise wandelt der Abend  
Wie eine verwunschene Frau  
Mit großen, verträumten Augen, —  
Die Fernen leuchten blau.

Durchs stille Land geht leise  
Die Liebe und winkt mit der Hand.  
Sie trägt einen goldenen Gürtel  
Wie flammenden Sonnenbrand.

In mir ist ein heiliges Singen,  
Es tönt tief-wundersam  
Von der großen Sehnsucht der Seele,  
Von der Liebe, die endlich kam.

#### Gebet ans Leben.

Du hohes Leben, höre

Mein heiliges Gebet:

Erlöse und zerstreue,

Was in mir fragt und räth.

Ich will ein Wandrer werden,

Ein Wandrer hart und stumm.

O nimm aus meinen Geberden

Das alte Martyrium!

Ich hasse den Traum und die Trauer,  
Die ich von Gott geerbt.

O mach' aus mir eine Mauer,

Mit blühendem Blut gefärbt,

Und gieb, daß zum lästernden Hohne

Mein steinernes Gesicht

Eine zackige Rosenkrone

Mit rothen Thränen umflüht.

Ich will die Liebe verlernen,

Die Liebe macht arm und bleich,

Ich will nach dem finstern und fernem

Menschenkönigreich,

Wo die Glocken das Schicksal bringen

Von schauernden Thürmen her

Und wo ich bei schweigenden Dingen

Ein schweigender Bärer wär':

Die Tage will ich verbüßen,

Die ich der Sehnsucht geschenkt,

Mit blassen und blutigen Füßen,

Das Herz gequält und gekränkt.  
 Ich will meine Träume verstoßen  
 In Frost und Winter und Schmach,  
 Weil ich den schweren und großen  
 Szepter der Liebe zerbrach.

Prag.

Paul Seppin.



## Große Berliner Straßenbahn.

Die Direktion der Großen Berliner Straßenbahn hielt bis vor kurzer Zeit für die beste die Aktiengesellschaft, von der am Wenigsten gesprochen wird. Und da sie den Ehrgeiz hatte, zu den besten zu gehören, wurde sie jedesmal nervös, wenn die Presse ihren Namen nannte. Das hat allmählich aufgehört. Das Verhältnis zwischen der Straßenbahn und der lieben öffentlichen Meinung ist langsam besser und schließlich so gut geworden, daß man daran denken konnte, das wiener System der Journalisten-Freikarten nach Berlin zu verpflanzen. Und siehe da: seitdem ist die Furcht der Straßenbahndirektion vor bedrucktem Holzpapier mit einem Schlage geschwunden. Sie benutzte jetzt sogar selbst fleißig die Presse, um ihrer Willensmeinung Ausdruck zu geben. So ist in der Zeitschrift für Kleinbahnen, die vom Eisenbahnministerium herausgegeben wird, neulich ein Artikel „über Leistungen und Gegenleistungen im Straßenbahnbetriebe“ erschienen, für den, wie der Verfasser den Lesern mittheilt, die Erfahrungen der Großen Berliner Straßenbahn verwendet worden sind. Nur Erfahrungen? Die guten Beziehungen, die Herr Direktor Mücke zu seiner alten Heimath, dem Verkehrsministerium — dessen Direktor er früher war — unterhält, bürgen wohl dafür, daß auch direkte Angaben der Großen verwertet wurden. Der Artikel hat die Tendenz, zu beweisen, daß die erhöhten sozialpolitischen und finanziellen Ansprüche, die an die Straßenbahn gestellt werden, deren Rentabilität untergraben und daß es unvermeidlich sein wird, den bösen Zehnspfennigtarif wieder abzuschaffen. Diese Tendenz zwingt mich, wieder einmal von der Großen Berliner zu reden.

Ist ihre Finanzlage wirklich so schlimm, wie sie dargestellt wird? Gewiß, antwortet stöhnend die Direktion; ganz gewiß. Beweis: seit wir den Zehnspfennigtarif haben, ist die Einnahme pro Person und Fahrt von 10,45 auf 9,24 Pfennige gesunken. Natürlich ist damit noch gar nichts bewiesen; daß bei einer Verbilligung des Tarifes der Durchschnittsertrag der beförderten Person zurückgehen muß, weiß schließlich Lehmanns Kutscher auch. Zu beantworten aber wäre die Frage, ob die Gesamteinnahme der Straßenbahn in den letzten Jahren zurückgegangen ist. Und hier lautet die Antwort: Nein; die Einnahmen sind sogar sehr beträchtlich gestiegen. Der Betrieb brachte 1897 einen Ertrag von 17,35, 1902 aber einen von 27,67 Millionen. Dagegen kann freilich eingewandt werden, die Verkehrssteigerung bedinge auch eine Steigerung der Unkosten; eine große Zahl neuer Wagen, Fahrer, Schaffner, Puffer sei nöthig geworden. Wichtig; aber das vorhandene Material wird jetzt nicht nur schneller abgenutzt, sondern auch viel besser ausgenutzt. Der billige Fahrpreis hat den Verkehr auch auf die Strecken geleitet, wo früher die Wagen oft halb oder fast ganz leer fuhren;

die Durchschnittsfrequenz hat sich wesentlich gehoben. Allerdings erzählt uns die Direktion, der Gesamtertrag des Betriebes sei (von 1898 bis 1901) von 18 auf  $7\frac{1}{2}$  Prozent gesunken. Doch diese Erzählung kann leicht in die Irre führen. 18 und  $7\frac{1}{2}$  sind die Prozentzahlen der auf das Aktienkapital vertheilten Dividende, die also wirklich ein tüchtiges Stück zurückgegangen ist. Als noch Pferde die Wagen zogen, war die Straßenbahnaktie als Sparanlagepapier bei den selbststen Berliner Spießbürgern ungemein beliebt. Dann kam die Elektrifizierung und ausschweifende Hoffnungen trugen die Aktie auf die steile Kurzhöhe von 475. Diese schönen Tage sind nun vorüber, die Straßenbahnaktie ist nicht mehr so populär wie einst im Mai des Hoffens und die Großaktionäre wären sehr froh, wenn die Stadt Berlin ihnen die Aktien zum jetzigen Kurs abnähme. Doch der Rückgang der Dividende beweist noch keinen Rückgang des Gesamtertrages; er wird durch das starke Anschwellen des Aktienkapitals ausreichend erklärt. Seit dem Jahr 1894 ist das Kapital von  $21\frac{3}{8}$  auf 85,785 Millionen gestiegen; und diese Vervielfachung des Aktienkapitals fiel in den kurzen Zeitraum von 1898 bis 1902. Dadurch ist zwischen dem Betriebseinnahmen und dem zu verzinsenden Aktienkapital ein auffälliges Mißverhältniß entstanden. In Millionen Mark betrug:

	Aktienkapital	Einnahme aus Betrieb	Betriebseinnahme in Prozent des Aktienkapitals
1897	21,375	17,35	81,3
1898	45,75	18,61	40,7
1899	67,125	20,35	30,3
1900	68,625	24,99	36,4
1902	85,785	27,672	32,4

Da das Kapital vervierfacht, im Jahr 1897 aber noch eine Dividende von 16 Prozent vertheilt wurde, konnte die Dividende bis auf vier Prozent sinken, ohne daß der Gesamtertrag zurückging. Nicht auf 4 aber, sondern nur bis auf  $7\frac{1}{2}$  sank die Dividende: der Gesamtertrag hat sich in Wirklichkeit also verdoppelt. Die folgende Tabelle zeigt die Steigerung der an die Aktionäre vertheilten Summen.

	Aktienkapital Millionen Mark	An die Aktionäre vertheilt		Lohnsumme	
		in Prozent des Kapitals	Millionen Mark	Vorstand und Beamte	Aufsichtsrath
1897	21,37	16	3,22	185 533	133 507
1898	21,37	18	3,847	219 146	154 481
1899	44,25	$10\frac{1}{2}$	3,646	267 151	151 936
1900	44,25	11	3,202	288 566	168 206
1901	85,785	$7\frac{1}{2}$	5,147	292 001	125 551
1902	85,785	$7\frac{1}{2}$	6,433	367 605	159 274

Von einem Rückgang des Gesamtertrages kann also nicht die Rede sein. Daß manche Aktionäre unklug genug waren, zu phantastisch hohen Kursen zu kaufen, und nun finden, die ihnen zufließende Dividende sei kein ihrer Kapitalleistung entsprechendes Äquivalent: diese Erfahrung mag Jeder mit sich selbst abmachen. Um Erfahrungen der Straßenbahn handelt sich dabei nicht. Freilich hat die Kapitalvermehrung den Aktionären keinen unmittelbaren Vortheil gebracht; in gewissem Sinn aber war sie bestimmt, den Aktionären zu nützen. Denn die Große Berliner hat mit dem neuen Kapital alle Konkurrenzlinien angekauft und sich eine Monopolstellung geschaffen: Das ist überreicher Ersatz für die einstweilen noch geringen oder ganz fehlenden Erträgnisse einzelner neuer Linien. Die Elektrifizierung selbst hat nur ein relativ kleines Kapital verschlungen. Ganz sicher wäre es also möglich gewesen, bei der Kapitalerhöhung weniger temperamentvoll vorzugehen. Aber man wollte nicht. Man wollte etwas Anderes. Der Antheil der Stadt Berlin am Ertrag der Bahn sollte geschmälert werden. Nach dem neuen Vertrag fließen in die Kommunalkasse zunächst 8 Prozent der Bruttoeinnahme aus der Personen- und Güterbeförderung. Daran ist nicht zu rütteln, nicht zu knausern. Zweitens hat die Stadt Anspruch auf die Hälfte des Betrages, der eine zwölfprozentige Dividende auf das alte Aktienkapital von 21 $\frac{1}{2}$  Millionen übersteigt; zu diesen 21 $\frac{1}{2}$  sind noch die 1 $\frac{1}{2}$  Millionen der früheren Neuen Berliner Pferdebahn zu addiren. Auch davon ist nichts abzuhandeln. Drittens aber gebührt der Kommune die Hälfte der auf die neu auszugehenden Aktien vertheilten Dividende, sobald sie über 6 Prozent hinausgeht. Um diesen Antheil der Stadt zu schmälern, gab man mit unermüdlichem Eifer neue Aktien aus; und diese Methode war den Aktionärinteressen jedenfalls günstiger als denen der Stadt. Die Direktion sieht denn auch das Bedürfniß, sich bei den Bürgern zu entschuldigen, und weist stolz auf die Summen, die sie der Stadt einbringt. 93 655 000 Mark, heißt im letzten Geschäftsbericht, hat, seit die Gesellschaft besteht, die Straßenbahn an die Stadt abgeliefert. Ich finde nun aber diese direktoriale Rechenmeisterlei einigermaßen seltsam. Die achtsellig prunkende Ziffer enthält erstens rund 2 $\frac{1}{2}$  Millionen Gemeindeeinkommensteuer; und zu dieser Abgabe ist, wenn ich nicht irre, jeder Bürger der Stadt Berlin, der sie leisten kann, verpflichtet. Zweitens: rund 52 Millionen bezieht die Gemeinde für die Herstellung und Erhaltung der Verkehrswege, für Brückenbauten, Straßenverbreiterungen, die Terrainkäufe nöthig machen, u. s. w. Selbst wenn dabei die Gesellschaft der Kommune Kosten erspart hat, bleibt die Thatsache bestehen, daß all diese Anlagen in erster Linie dem Interesse der Straßenbahn dienen. Weiter: rund 3,7 Millionen Mark entfallen auf Straßenreinigung und Schneeabfuhr; dafür muß bekanntlich auch jeder Grundbesitzer zahlen. Wirklich abgegeben sind von dem Bruttoertrag nur 24 $\frac{1}{2}$  Millionen; wie mir scheint, keine übertrieben hohe Miete für die Benutzung der städtischen Straßen. Die Große Berliner läßt ja — außer den Journalisten, von denen sie vielleicht auf anderem Gebiet Gegenleistungen erwartet — auch keinen Fremden umsonst in ihren Wagen herumfahren; wenn die Stadt zu solchen Unternehmungen ihre Straßen gratis hergäbe, könnte schließlich eines Tages Herr Busch oder Herr Schumann der Einfall kommen, in der Friedrichstraße Cirkusvorstellungen zu veranstalten.

Doch ich sehe den Fall, die Gesellschaft hätte seit ihrem Bestehen wirklich der Stadt 98 Millionen geopfert: auch dann hätte sie den ungeheuren Profit, den die Stadt ihr bringt, noch nicht annähernd bezahlt. Gläubt die Direktion, sie könne in Tirschtiegel auch nur  $7\frac{1}{2}$  Prozent Dividende verdienen? Ich traue Herrn Nide viel zu, aber aus Tirschtiegel könnte selbst er nicht Berlin machen. Und darum sage ich: die Straßenbahngesellschaft hat der Stadt sicher große Vorteile gebracht, doch eben so sicher unendlich viel größere von ihr empfangen, — schon dadurch allein, daß Berlin Großstadt ist und rastlos noch weiter wächst. Hausbesitzer und Straßenbahn haben aus der emsigen Arbeit der Berliner den Hauptnutzen gezogen; und es wäre ein Skandal, wenn für diese fremde Arbeit nicht wenigstens eine kleine Gegenleistung geboten würde. Die Abgabe ist also in jedem Sinn billig; und eben so ist der Zehnspfennigtarif. Er war der Preis, ohne den die Vertragsverlängerung bis ins Jahr 1920 nicht zu haben war; diese Tatsache sollte man nicht aus dem Gedächtnis zu wischen suchen. Gegen die gewählte Tarifforn läßt sich vom Standpunkt des Vogikers Manches sagen; daß sie aber den Finanzen der Großen nicht schlecht bekommen ist, habe ich vorhin gezeigt. Diese Finanzen waren jedenfalls viel schlechter an dem Tage, wo die Gesellschaft den Vertrag annahm, der sie zur Einführung des Zehnspfennigtarifes verpflichtete. Denn damals glaubte man fest, am ersten Januar 1920 werde der Bahnkörper kostenlos in den Besitz der Stadt Berlin übergehen und die Gesellschaft sich auflösen. Inzwischen hat aber Herr Nide den Minister bewogen, die Konzession, ohne die Stadt Berlin zu fragen, bis zum Anbruch des Jahres 1950 zu verlängern; und nun wird, nach der Ansicht tüchtiger Juristen, am ersten Januar 1920 die Rechtslage so aussehen: der Bahnkörper gehört der Stadt, die aber den Betrieb nicht aufnehmen darf, weil sie keine Konzession hat; und die Straßenbahngesellschaft hat zwar die Konzession, darf aber nicht fahren, weil ihr die Gleise nicht mehr gehören. Die Stadt wird also genötigt sein, eine Einigung herbeizuführen; mit anderen Worten: der Gesellschaft noch ein Stück Geld draufzuzahlen. Denn wenn sich bis 1920 nicht etwa Unerlei in unseren politischen Machtverhältnissen ändert, wird man sich gegen das Verbot, die städtischen Gleise zu benutzen, mit dem Kleinbahngesetz zu helfen wissen. Zu den Vätern dieses Gesetzes gehört Herr Nide; und die Kommunaljuristen, die bei der Vertragsverlängerung klüger als dieser Kluge zu sein glaubten, tragen die Hauptschuld an der unsinnigen Rechtslage, die zu entstehen droht. Will die Straßenbahndirektion zum Schaden jetzt etwa noch den Spott fügen? Fast könnte man annehmen, wenn man sie, der die Verlängerung der Konzession einem so unberechtigten wie unerwarteten Vermögenszuwachs gebracht hat, jammern hört, ihre Finanzlage erlaube ihr nicht, den Zehnspfennigtarif beizubehalten. Bis 1950 ein Monopol und dann noch erhöhte Fahrpreise: Das könnte freilich den Schlauchpöpsen passen. Weniger schon den Berlinern. Aber selbst im Hochsommer pflegen die Bäume nicht in den Himmel zu wachsen. Plutus.